StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.

StuDeO – INFO

April 2006

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen	€ 20 / US $ 25 / CAN $ 31		
Ehepaare	€ 27 / US $ 34 / CAN $ 42	/ juristische Personen	€ 75

Konto des StuDeO	Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30; IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister
Konto in den USA	Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Franz T. Geyling – to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag" oder „Spende" vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** an die Schriftführerin Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth / Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-Infos erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 28. Februar / 31. Juli / 31. Oktober
Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau, z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Nach dem Aquarell „Holi im Jahre 1910" (17,5 x 13,2 cm) von Eduard Fries; aus: Humburg / Bonatz / Veltmann: Im „Land der Menschen". Der Missionar und Maler Eduard Fries und die Insel Nias, S. 116. Siehe auch die Buchempfehlung in diesem Heft. – Das StuDeO dankt Prof. Dr. Dominik Bonatz, FU Berlin, für die freundlich erteilte Wiedergabegenehmigung.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTER
Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK
***

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Liebe Mitglieder und Freunde des StuDeO!

Laut Angaben des Statistischen Bundesamtes hat Deutschland auch im Jahr 2005 mit Ausfuhren von insgesamt € 786,1 Mrd. seinen Titel als Exportweltmeister verteidigt. Bei Importen von insgesamt € 625,6 Mrd. wurde somit ein Handelsbilanzüberschuß von € 160,5 Mrd. erwirtschaftet, der in dieser Höhe zur Wohlstandsmehrung in unserem Lande beitrug.

Angesichts der Tatsache, daß Deutschland nach wie vor ein Standort mit hohen Löhnen und hohen Kosten ist, müssen die Exporterfolge Verwunderung auslösen. Professor Sinn vom IFO-Institut in München hat zur Erklärung den Begriff „Basar-Ökonomie" erfunden und darauf hingewiesen, daß ein erheblicher Anteil der Exportgüter aus Komponenten und Teilen besteht, die vorher importiert wurden.

Dieser Befund ist zweifellos richtig, ob die Bezeichnung „Basar-Ökonomie" allerdings den Tatbestand treffend beschreibt, wage ich zu bezweifeln. Ich störe mich insbesondere an dem abwertenden Beigeschmack, der mit dem Bild des Schacherns auf einem orientalischen Basar verbunden ist. Ganz im Gegensatz dazu empfinde ich den Einfallsreichtum und die konsequente Erschliessung neuer Zulieferquellen als positive Leistung der deutschen Volkswirtschaft, die damit die Chancen der Globalisierung zum eigenen Wohle nutzt. Diese Leistung wird nicht von anonymen Konzernstäben im Inland erbracht, sondern in den allermeisten Fällen von den deutschen Kaufleuten und Ingenieuren vor Ort, die im Ausland ihre Kenntnisse und Erfahrungen einbringen.

Wenn der deutsche Handel mit Ostasien im vergangenen Jahr wiederum mit Rekordwerten abschloß, so haben daran die vor Ort für deutsche Firmen Tätigen einen herausragenden Anteil.

Unser Ziel im StuDeO, Zeugnisse dieses Wirkens zu sammeln und sorgfältig zu dokumentieren, bekommt damit auch eine wirtschaftspolitische Dimension. Aus den Erfahrungen der Pioniere können die nachfolgenden Generationen lernen. In Asien wird die Pflege alter Beziehungen immer noch hoch geschätzt. Wenn wir die Schätze unseres Archivs der wissenschaftlichen wie der privaten Forschung zugänglich machen, dienen wir also auch dem Diskurs mit unseren Gastländern.

In diesem Sinne bitte ich Sie alle, tatkräftig an unserer gemeinsamen Aufgabe mitzuwirken, damit es uns gelingt, nicht nur alte Freundschaften zu pflegen, sondern mit dem Sammeln und Bereitstellen von Schriften, Dokumenten und den verschiedensten sonstigen Materialien auch zu einem möglichst umfassenden Bild des deutschen Lebens in Ostasien beizutragen.

Herzliche Grüße

Ihr Dieter Lorenz-Meyer

Mit dem Kanonenboot „Vaterland" auf dem oberen Yangtse

Eine Erinnerung aus dem alten China der Vorkriegszeit*
1. Teil

Ernst Boerschmann

Anfang August des Jahres 1908 erreichte ich mein vorläufiges Ziel, Tschengtufu *[heute: Chengdu; „fu" stand für Provinzhauptstadt]*, die schöne Hauptstadt der großen Provinz Szetschuan im fernen Westen von China. Vier Monate war ich unterwegs gewesen in heißer Sommerzeit auf der Reise über Land von Peking durch vier Provinzen des Reiches der Mitte, hatte weite Ebenen und große Gebirge durchquert, viele volkreiche Städte besucht, Wallfahrtsorte und große Tempel, Land und Leute studiert und die wundervollen Bauten, von denen die Landschaft erfüllt ist. Dort im Innern von China gab es nur selten Begegnungen mit Europäern, kaum mit einem Deutschen. Mit meinen chinesischen Begleitern, dem Dolmetscher, einigen Dienern, den Trägern oder Treibern, Karrenführern oder Bootsleuten, die unser umfangreiches Gepäck und oft uns selbst zu befördern hatten, war ich ganz auf den Verkehr mit den immer freundlichen Chinesen angewiesen. Als lustige Gefährten umsprangen uns meine beiden Hunde, der weiße Foxterrier Tim und der schwerfälligere Hühnerhund Hektor. Nun freuten wir uns, nach langen Mühen eine kurze Zeit der Erholung im

deutschen Konsulat, also auf deutschem Grund und Boden, verleben zu können, und froh zogen wir mit unserer Karawane am frühen Morgen durch die Vorstädte in die Stadt Tschengtufu ein, drängten uns gern durch das Menschengewühl der Straßen und erreichten die ruhige Gasse, in der unsere liebe schwarz-weiß-rote Flagge die Stelle bezeichnete, an der wir bereits erwartet wurden.

„Das nenne ich aber eine glückliche Fügung", sagte unser liebenswürdiger Konsul Weiss nach der ersten Begrüßung. „Sie kommen jetzt von Norden her, von unserer Gesandtschaft in Peking. Gerade sind in der Stadt einige deutsche Ingenieure, die mit dem Vizekönig über ein Regierungsprojekt verhandeln, und just für heute Abend hat sich Kapitänleutnant Trapp angemeldet, der Kommandant unseres Flußkanonenbootes „Vaterland", der mir und dem Vizekönig seinen Besuch machte. Dazu arbeiten schon seit längerer Zeit mehrere deutsche Werkmeister an dem neu eingerichteten Arsenal, so bilden wir nun hier im fernen Westen eine stattliche deutsche Macht, und sind weit überlegen den Engländern und sogar den Franzosen, die sich von ihrer Kolonie Tongking her über die Provinz Yünnan, immer besonders bemühen, hier die erste Flöte zu spielen. Hoffentlich bleiben Sie recht lange."

Es wurden wirklich fast drei Wochen. Und wirklich kam am Abend, nach einer starken Tagereise in der Sänfte, der Kommandant Trapp an, von Südwesten her, vom oberen Min-Fluß, wo er seinen „Kahn", wie er sagte, vertäut hatte bei der Stadt Fongschan.

„Der Wasserstand auf dem Yangtse und allen Nebenflüssen ist jetzt so günstig", erläuterte Trapp, „daß ich es riskieren konnte, bis hierher an das Ende der Welt zu fahren. Fast wäre ich auf den übervollen Kanälen durch diese Reisebene bis vor Ihre Tür vorgefahren. Aber diesen Schreck wollte ich den Herren vom Reichsmarineamt in Berlin nicht einjagen. Wenn jene hörten, daß ich hier mit meinem Schlachtschiff über Land kutschiere, würden sie glauben, ich sei verrückt geworden. Mein Schiffchen hätte es schon ausgehalten. Dort in den Gebirgen von Tibet muß es unmenschlich geregnet haben, solch hohes Wasser habe ich noch nicht erlebt, in den zwei Jahren, in denen ich auf dem Yangtse herumgondele. Aber ich kann ja leider überhaupt nur wenige Tage hierbleiben. Jedenfalls sind wir den anderen wieder einmal über, denn weder der Engländer noch der Franzose sind mit ihren Kanonenbooten je bis hierher gekommen. Meine neue gute „Vaterland" taucht nur 80 cm ins Wasser und kann eigentlich überall hin."

Nun waren wir also drei offizielle Vertreter von Deutschland in der Hauptstadt von Szetschuan. Viel waren wir mit unseren übrigen Landsleuten zusammen, die alle gut zueinander hielten, genossen das gesellige Leben und die Wunder der alten Stadt, die noch ganz den Zauber des alten unberührten China bot. Alsbald erfolgte der Austausch der offiziellen Besuche mit dem Generalgouverneur und Vizekönig, dem hervorragenden Staatsmanne Dschao Örl Hsün *[heutige Schreibweise: Zhao Ersun]*, der bis in die heutigen Tage hinein stets eine bedeutende politische Rolle in China gespielt hat. In einer Reihe von Sänften, mit Läufern und Vorreitern machten wir drei den Staatsbesuch. Umgeben von dem Schwarm seiner höchsten Beamten empfing uns Dschao in seinem weiten Regierungsyamen mit allem Zeremoniell, das die Chinesen so meisterhaft beherrschen, und verwikkelte uns in der geräumigen Halle, in der die festliche Bewirtung stattfand, schnell in ein überaus anregendes Gespräch über die Dinge in China, deren Umgestaltung damals bereits begonnen hatte. Heute ist sie in vollem Gange, und Dschao arbeitet noch an ihr mit. Er erwies sich als ein aufgeklärter, modern denkender Mensch, der auf vielen wichtigen Posten seinem Vaterlande schon viel genützt hatte. Besonderes Interesse brachte er den schwierigen Stromverhältnissen der bedeutendsten Ströme, des Huangho und des Yangtse, entgegen und ließ sich von unserem Kommandanten die gefährlichen Fahrten über die gefürchteten Stromschnellen des Yangtse schildern.

„Man müßte", meinte Trapp, „die schrecklichen Klippen sprengen und so dem Wasser einen bequemeren und breiteren Ablauf schaffen, um mehr Bewegungsfreiheit für die Boote zu gewinnen!"

„Das wäre bedenklich", entgegnete der Vizekönig in seiner höflichen, aber überzeugenden Art, „denn schafft man an einigen auffälligen Punkten Luft, ohne die Wirkungen auf die übrigen Teile des Flusses vorauszusehen, so werden sich bestimmt an anderen Stellen Schwierigkeiten ergeben, die noch viel verhängnisvoller wären. Mit kleinen Mitteln ist hier nichts getan. Von einer Lösung des ganzen Problems sind wir noch weit entfernt."

Wir fühlten, wie erwünscht es dem Gouverneur war, sich ungezwungen über eine Reihe von Fragen mit uns unterhalten zu können. Natürlich mußte auch ich ihm von meinen Reisen und Studien berichten. Auch die anderen Beamten waren nach dem Vorbild ihres höchsten Vorgesetzten offener, als es sonst bei der strengen chinesischen Förmlichkeit der Fall war. Wir verabschiedeten uns mit dem tiefen Eindruck, den wir von einer wirklich überragenden Persönlichkeit erhalten hatten, und kehrten in unserer langen Reihe von Staatssänften und begleitenden Dienern in das Konsulat zurück. Dort empfingen wir bereits am nächsten Tage den

Gegenbesuch des Vizekönigs, der dieses Mal im kleinsten Kreise wohl noch aufgeschlossener war als bei ihm selbst und uns bei der gewandten Verdolmetschung der Unterhaltung durch unsern Konsul selbst und durch meinen Begleiter Du ganz persönlich nahe kam. Ohne Vorurteil und mit besonderer Höflichkeit zeichnete er auch den Kommandanten Trapp aus, der zwar in Zivil war, dennoch aber als Vertreter der deutschen Kriegsmacht auf den Flüssen der Provinz im Grunde ihm höchst unerwünscht sein mußte.

Nach wenigen Tagen lag das kleine chinesische Boot, das Trapp über die Kanäle und Flüsse der Ebene um Tschengtufu wieder zurück auf den Min-Fluß und an seine „Vaterland" bringen sollte, abfahrtbereit da. Wir hatten schon davon gesprochen, daß ich nach einigen Monaten, die ich zum Besuch der westlichsten Teile der Provinz verwenden wollte, den Yangtse abwärts fahren und damit auch sein Kanonenboot treffen würde.

Tschungking am Yangtse, 1913. Wasserträger bringen Wasser in den Ort hinauf. Oben Pfahlbauten
Quelle: StuDeO-Fotothek P1531

„Ich erwarte Sie bestimmt", sagte er beim Abschied, „es wird mir eine Freude sein, Sie auf dem Fluß umherzufahren. Wenn ihre zahlreichen Kisten und Kasten sich inzwischen noch vermehrt haben sollten, so schadet das auch nichts. Wir machen dann aus meinem Boot einen Lastkahn, und zu essen und zu trinken gibt es genug in unserer Kombüse bei meinen wackeren blauen Jungen."

Damit fuhr er ab. Wie er jetzt, so dankte ich nach zwei Wochen bei meinem Abschied unserem Konsul Weiss für die breite und schöne Gastfreundschaft, die er uns hatte zuteil werden lassen. Meine Ausrüstung war wieder instand gesetzt, die Karawane neu zusammengestellt, und weiter ging es nach Westen. Bergklöster besuchte ich, geriet an der Grenze von Tibet in den chinesischen Kriegszug, der sich gegen Lhasa in Bewegung setzte, erstieg noch den großen Heiligen Berg Omischan, fuhr auf vielen Strömen mit Flößen und Dschunken, reiste über Land nach dem Bezirk der Salzbrunnen, und glitt schließlich mit meinem kleinen Reiseboot den Yangtse zu Tal, durch Schnellen und Schluchten, bis ich am letzten Tage des Oktober, nach einer weichen Biegung des breiten Stromes, das gewaltige Panorama der Stadt Tschungking *[heutige Schreibweise: Chongqing]* erblickte und, auf der Wasserfläche, inmitten des Gewimmels chinesischer Boote, einen weiß leuchtenden Schiffsrumpf mit Aufbauten, Mast und Schornstein, mit Brücke und Geschütz. Es war unsere brave „Vaterland". Nun schnell längsseits mit unserem Boot und festgemacht. Ein Rufen hinüber und herüber, ich wurde identifiziert, gleich erschien der Kommandant, und erfreut hob er mich fast aus meinem Boot an sein Bord.

„Willkommen abermals auf deutschem Boden", rief er aus. „Lange haben wir auf sie gewartet. Nun sofort ein Begrüßungsfrühstück in der Messe. Und dann hinüber in die Stadt zu unserem Konsul Wilde, der Sie eingeladen hat, bei ihm zu wohnen. Hier sind unsere Backgenossen, der Leutnant und der Arzt, mit denen wir diesen engen Messeraum teilen werden. Lassen Sie Ihr größtes Gepäck hier, das übrige nehmen Sie an Land."

Nach Begrüßung mit den schmucken Matrosen und Maaten wurden einige flinke Burschen bestimmt, die meine großen Stücke an Bord des Kriegsschiffes übernehmen sollten. Auf dem Boot warteten meine Leute gespannt auf den Ausgang der Unterhandlungen, nicht zum wenigsten aber der Terrier Tim, der, immer nach neuen Dingen begierig, kaum noch zu halten war, und mit ihm Hektor, der auch jetzt wie gewöhnlich abwartete, wie Tim sich benehmen würde. Dieser aber, kaum daß die erste Planke übergelegt war, sprang als erster an Bord der „Vaterland", umkreiste mit Windeseile alles, was ihm am nächsten war, und stürzte sich sofort auf ein kleines Kätzchen, das harmlos in einem Winkel auf Deck kauerte und von einem Matrosen gerade noch vor dem Tode gerettet werden konnte. Größer als die Komik dieses ersten Auftretens von Tim an Bord war die Bestürzung der Matrosen und besonders des Kommandanten.

„Das ging noch gut ab, Gott sei Dank", sagte dieser erleichtert. „Das ist nämlich unsere Bordkatze,

erst vier Wochen alt, aber unser aller Liebling, besonders meiner. Sie wissen, wir Seeleute sind alle miteinander etwas abergläubisch, und zumal hier in diesen gefährlichen Strompassagen mitten im fremden Land möchten wir einen solchen kleinen Talisman nicht missen. Unser liebes graues Kätzchen hat mit uns schon manche üble Lage auf dem Fluß und auf der Fahrt überstanden."

„Dann fürchte ich aber sehr für die Zukunft, wenn ich erst ganz bei Ihnen sein werde", gab ich unsicher zur Antwort. „Denn Tim ist ein Bösewicht, und hat es gerade auf kleine Katzen abgesehen. Er ist dann einfach nicht zu halten und hat mir damit schon viel Unannehmlichkeiten bereitet."

„Nun, wir werden schon eine Lösung finden", begütigte Trapp. „Das Schiff ist groß genug, und wir sind es gewöhnt, daß auch schwierige Dinge sich in unseren Betrieb einspielen. Jungens, erst einmal die Katze hinter Schloß und Riegel, die Kisten verstaut! Sie fahren am besten mit Ihrem Boot gleich hinüber, melden sich bei dem Konsul und steigen dort ab. Ich frühstücke heute auch gerade bei ihm. Und Freund Tim nehmen Sie erst mal mit an Land."

So geschah es. Vom Landungsplatz an der Stadt brachte eine lange Reihe von Kulis mein Gepäck durch die Tore und malerischen Gassen und über ihre steilen Treppen von Tschungking in das neue, ganz europäisch gebaute Konsulatsgebäude, in dem wir alle von unserem Konsul Wilde auf das freundlichste begrüßt und aufgenommen wurden. Wie in Tschengtufu, verlebten wir hier eine herrliche Zeit. Doch stand in der Geselligkeit der Verkehr nicht mit Chinesen im Vordergrund, sondern mit deutschen und anderen Europäern, deren es hier viele gab. In dem großen Handelszentrum an dem viel befahrenen breiten Strome gab es nicht nur mehrere Konsulate mit einer Menge von Beamten, eine Anzahl von europäischen Firmen, sondern es ankerten hier auch die Kanonenboote von England und Frankreich, mit deren Offizieren ein höflicher, wenn auch zurückhaltender Umgang stattfand. Damals schon, fast sechs Jahre vor dem großen Kriege, sprachen die englischen Offiziere bei dem Festmahl zu Ehren des Geburtstages ihres Königs an Bord ihres Kanonenbootes in aller Offenheit von dem bevorstehenden Krieg mit uns. Vor allem aber war ein deutscher Arzt, Dr. Assmy, der kürzlich ein deutsches Hospital für Chinesen eingerichtet hatte und der heute noch dort wirkt, ein Mittelpunkt deutscher Kulturarbeit am oberen Yangtse und unser ständiger Umgang. Mit meinen Studien in Stadt und Umgebung wechselten gemeinsame Besichtigungen der Sehenswürdigkeiten, Ausflüge und Einladungen vor allem in die kleine, gemütliche Messe auf der „Vaterland".

---

* Ernst Boerschmann (1873-1949) kam nach der Niederschlagung des Boxeraufstands als Architekt zur ostasiatischen Besatzungsbrigade und verlor dort sein Herz an China und an die chinesische Architektur. Es gelang ihm, ein mehrjähriges Forschungsstipendium zu erhalten, das ihm ermöglichte, China systematisch zu bereisen und Architekturdenkmäler aufzunehmen. Nur ein Teil seiner wertvollen Sammlungen und Aufnahmen ist veröffentlicht worden, wovon insbesondere die drei Bände „Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen" (1911, 1915, 1932), „Chinesische Architektur" (1925) und „Chinesische Baukeramik" (1927) zu nennen sind. Am populärsten aber wurde sein Buch „Baukunst und Landschaft in China" (1923), das zumal mit seinen Abbildungen einen vorzüglichen Eindruck des alten China vermittelt (StuDeO-Archiv Nr. 2245). – Seine hier wiedergegebenen Erinnerungen entstanden um 1930 und beziehen sich auf die letzte Phase seiner Chinareisen.

Der von Boerschmann so positiv dargestellte Zhao Ersun (1844-1927) machte rasch Karriere, nachdem er 1874 zum *jinshi* (Doktor) promoviert und zu Diensten an der Hanlin-Akademie herangezogen wurde. 1907 bis 1911 war er Generalgouverneur von Szetschuan / Sichuan. Er galt mehr als Praktiker und Organisator denn als Literat und Gelehrter. Nach der Revolution (1911) zog er sich – wie manche seiner Kollegen – nach Tsingtau/Qingdao zurück und wurde dann, im Jahre 1914, von Yuan Shikai zum Leiter eines Projekts bestellt, das der Kompilation der Annalen der Qing-Dynastie galt. – Die vorstehenden Angaben verdankt das StuDeO Hartmut Walravens.

Aus meinem und meiner Familie Leben
1. Teil

Fritz Sommer

An der Turmuhr der Kathedrale von Bourges steht der schöne Spruch: „Il est plus tard que vous ne pensiez" („Es ist später als ihr denkt").

Ich, geboren in Tientsin am 21. Februar 1907, lebe in einer Zeit, in der sich unendlich viel ereignet: auf den Gebieten der Technik, der Politik, der Geisteswissenschaften, der Kunst und auf vielen anderen. Nie hat sich die Welt so schnell um ihre Achse

gedreht wie in dieser Zeit.
Der Mensch hat drei Arten von Gedächtnis: ein akustisches, ein visuelles und ein denktechnisches. Ich habe festgestellt, daß alle drei bei mir im Augenblick noch "in good order and condition" sind. Bevor diese Ereignisse aber wie ein geistiger Kondensstreifen am Firmament meiner Erinnerungen vom Winde verweht werden, sollen sie hier festgehalten werden. Wenn und wo aus dem Reiz des Stoffes sich vielleicht Dichtung an die Wahrheit drängelt, weise ich deutlich darauf hin durch ein eingeklammertes G (wie „Goethe"). „Dichtung" ist nicht gleichzusetzen mit „Erfindung", eher mit verschwommener Wahrheit.
Unser Vater, Friedrich Martin Sommer, geboren am 6. Januar 1868 in Bremen als Sohn eines Pastors und Missionars, leistete im Drei-Kaiser-Jahr 1888 seinen Militärdienst und trat dann in Bremen als Lehrling in die Norddeutsche Wollkämmerei (Lahusen) ein.
Unsere Mutter, Elisabeth (Else) Becker, geboren am 20. Juli 1882 in Lemgo, war die Tochter des Geheimen Sanitätsrats Dr. Becker, Leibarzt des Fürsten von Lippe-Detmold, eines der achtzehn sogenannten Duodez-Fürstentümer in Deutschland. Sie blieb zeitlebens für die Bremer Verwandten und Bekannten „eine von auswärts".
Unsere Eltern heirateten am 28. September 1904 in China, kurz vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Während Mutter ihr erstes Kind (Kurt) erwartete, hörten sie in Peitaiho den Kanonendonner von Port Arthur herüber.
Vater ging für seine Firma nach China, das sich damals gerade dem Westen öffnete und offenbar als ein aussichtsreiches Betätigungsfeld für unternehmungsfreudige und risikobereite junge Leute galt. Er ging nach Tientsin, wo er bald den Drang verspürte, sich selbständig zu machen. Er trat als Juniorpartner ein in die Firma Telge & Schröter, die unter anderem die Vertretung erstklassiger deutscher Firmen besaß, z.B. Schichau-Werft in Elbing, Krupp in Essen, Meister Lucius & Brüning in Hoechst (deswegen später und bis vor kurzem Hoechst AG geheißen).
Für letztere war er besonders erfolgreich. Dort war Indigo erstmalig synthetisch hergestellt worden. Die Einheitsbekleidung der 350 Millionen Chinesen war blau, die Farbe gewannen die Chinesen aus der Indigowurzel. Nun stellte man in Hoechst das Indigo synthetisch und zu einem Bruchteil der Kosten her. Vater mußte immer wieder Proben des „chinesischen Blau" beschaffen. So sandte er nach Hoechst Porzellane und Plastiken neben Stoffmustern, woran die Chemiker sich richten konnten. Ein riesiger Markt erschloß sich.
Schon bald hatte er ein Erlebnis, das ihn im wahrsten Sinne kennzeichnete: Er staunte über die wunderbar weißen Zähne seiner chinesischen Kulis und fragte, wie sie ihre Zähne so schön weiß bekämen. Antwort: „Master, wir putzen sie uns jeden Tag." „Das tue ich auch, sogar zweimal täglich, aber womit putzt ihr sie denn?" Sie gaben ihm ihr Zahnputzmittel. Er benutzte es, und nach zwei Tagen waren seine Zähne braun. Der ganze Schmelz war weggebeizt. Das Mittel war so scharf, daß europäische Zähne es nicht vertrugen.
Der Zufall wollte es, daß ein amerikanisches Linienschiff auf der Reede von Peitaiho lag, auf dem ein genialer junger Zahnarzt Dienst tat. Der machte meinem Vater goldene Jacketkronen über alle seine Zähne. Sie waren so perfekt, daß später die Zahnärzte in Deutschland bekannten, eine solche Arbeit hätten sie noch nie gesehen. Der junge amerikanische Arzt wurde später sehr berühmt. Darauf komme ich zurück, sobald wir die Mongolei verlassen haben.
Schon ziemlich früh begab sich Vater für die chinesische Regierung in die Mongolei, um dort Pferde zu züchten. Seine Aufgabe: Auf der Basis des mongolischen Ponys Pferde zu züchten, von denen sechs ein Krupp'sches Geschütz ziehen konnten. Bisher brauchte man für ein Geschütz mit Munitions-Protze an die zwanzig Ponys, jedenfalls in hügeligem Gelände. Das waren zu viele Beine für die damals aufkommenden neuen Schrapnell-Granaten. Vater kreuzte das chinesische Pony mit fast allen Rassen: Arabern, Orloff-Trabern, Trakehnern, Hannoveranern, englischem Vollblut und anderen mehr. Das Ergebnis blieb unbefriedigend. Etwa fünf Prozent der Pferde war von unschlagbarer Qualität, die Mehrzahl aber nicht sonderlich brauchbar. Die Kreuzungen ergaben außerdem zu etwa zehn Prozent Pferde, die von den Chinesen „i-ma-pan" genannt wurden, d.h. „Dackelpferd", denn der Dackel heißt „i-ko-pan" (also wörtlich: „ein Hund und ein halber").
Vater besaß die Gabe, interessant erzählen zu können. So erzählte er z.B., wie er in der Mongolei, wo er bis zu 1.600 Pferde unterhielt, das Gesetz des „Survival of the fittest" erlebt habe:
„Die Pferde blieben in Herden zusammen, es war eiskalt. Wölfe wagten sich nicht an die Herde heran, da sie eine bittere Abfuhr zu erwarten hatten. Mittags tauten in der Sonne kleine Eispfützen auf, und die Pferde nahmen sie als Tränke. Die schwächsten wurden nach hinten gedrängt oder erhielten einen Schlag mit den Hufen. Dann zog die Herde weiter; die schwachen oder verwundeten Tiere konnten mit der Herde nicht mithalten und fielen den Wölfen zur Beute. – Darwinismus life."

Vaters Erfahrungen in der Mongolei waren zwar hippologisch interessant, wirtschaftlich für ihn jedoch uninteressant. Er war froh, daß die chinesische Regierung ihm das Gestüt abkaufte, wozu sie Veranlassung hatte: ein Reservoir von 1.600 Pferden bedeutete damals Großmacht-Potential.

Zurück, wie versprochen, zur Zahnpasta-Geschichte: Es hatte sich herumgesprochen, daß irgendwo in der Mongolei ein Mann mit goldenen Zähnen lebte. Viele – darunter sogar zwei Fürsten – kamen, auch von weit her, angereist, um den Mann mit den goldenen Zähnen zu sehen, was großes Glück verhieß. Immer wieder mußte er den Besuchern seine Zähne zeigen. Einer der Fürsten schenkte Vater daraufhin einen etwa zwei Fäuste großen Türkisbrocken. Diesen konnten wir nach der Gefangenschaft im Jahre 1917 retten und mit nach Deutschland nehmen. Über seine Seelenwanderung zum Buddha später mehr.

1903 reiste Vater auf Heimaturlaub nach Deutschland. Dort lernte er die Schwägerin seines Seniorpartners Schröter – sie war jünger als ihre Schwester – kennen und verlobte sich mit ihr. Er mußte vorzeitig, im Herbst 1903, via Sibirien zurück nach China. Die Briefe, die Vater an seine Braut auf der Reise geschrieben hat, sind von großem Charme. Es schwingt noch hinein die letzte Welle der Romantik, z.B. Worte wie Heines „Herzallerliebste mein". St. Petersburg hat es ihm offenbar am meisten angetan.

Seine Braut, die in Berlin bei dem berühmten Klavierpädagogen Xaver Scharwenka Musik studierte, kam Mitte des darauf folgenden Jahres via Suez nach Tientsin nach, wo sie heirateten. Berlin war damals, vorrangig wegen der neugegründeten Hochschule für Musik, deren Direktor seit 1868 der berühmte Violinvirtuose und Komponist Joseph Joachim war, das Weltzentrum der Musik.

Pferde spielten in Vaters Leben und später auch in unserem Leben – wir waren damals vier Jungen – eine große Rolle. Er unterhielt einen Rennstall mit etwa fünfzehn bis zwanzig Ponys und entsprechend vielen Ma-fus (Pferdeknechten). Solange er noch jung und leichtgewichtig, war, ritt er die Races selbst mit; später ritten jüngere Leute seine Pferde.

Ein Album existiert, in dem seine Siege und Pferde zusammengestellt sind. Er war der erfolgreichste Rennstallbesitzer im nördlichen China, unmittelbar gefolgt von unseren Freunden von Hanneken und dem Engländer Charly Morling. Die Pferde, die für die Races nicht mehr schnell genug waren, bekamen wir Jungens zur Verfügung gestellt.

Seinen größten reiterlichen Triumph erlebte Vater beim sogenannten Distanzritt im Jahre 1901. Der Boxeraufstand war gerade niedergeschlagen, das internationale Militär, Artillerie- und Kavallerie-Regimenter zumal mit herrlichstem Pferdematerial, stand noch in China. Damals wurde ein Rennen ausgeschrieben von Tientsin nach Peking, das also über 125 km gehen sollte.

Der Reiter durfte sein Pferd nicht eine Sekunde unberührt lassen. Bedingung war außerdem, daß er am Zielort, also am folgenden Tag, dreimal das Gesandtschaftsviertel von Peking umrunden mußte, ohne daß sein Pferd lahmte. Vater gewann das Rennen, indem er 20 Minuten trabte, 20 Minuten galoppierte und 20 Minuten das Pferd am Halfter führte.

Da die Offiziere der beteiligten Nationen dieses Rennen als etwas ansahen, das innerhalb des Militärs ausgetragen werden würde, stifteten sie gnädig einen Preis für den ersten Zivilisten im Ziel. Vater gewann diesen Preis mit einem Ritt von 7 Stunden und 33 Minuten. Ein edler Orloff-Traber war zwar zwei Minuten schneller, mußte aber ausscheiden, da er am nächsten Tag lahmte.

Auch der Polosport stand hoch im Kurs. Das chinesische Pony mit seiner starken Vorhand ist sehr wendig und dazu ausdauernd. Vater spielte leidenschaftlich Polo, das er als die männlichste aller Sportarten bezeichnete. Er berichtete auch von Polopferden, die „mitspielten". Häufig wird der Ball ja in den freien Raum gespielt. „Normalerweise" folgt das Pferd mit den Augen und den Hufen dem Ball schräg nach vorn und läuft „optisch" – da der Ball immer weiter rollt – im Halbkreis. Das „begabte" Polopferd hingegen, welches „mitspielt", rast gleich in den freien Raum, läuft also die kürzere Strecke, gleichsam die Sehne des Bogens.

Eines Tages ergab sich für Vater ein schwer zu lösendes Problem: Er hatte sich seine weißen Polohosen immer in London, in der Oxford Street, anfertigen lassen. Den fälligen Europaurlaub ließ er ausfallen, als der russisch-japanische Krieg (1904) ausbrach. Vater blieb – zu Recht – im Lande, da dieser Krieg seiner Firma viele geschäftliche Möglichkeiten versprach. Aber – er besaß nur noch eine einzige Polohose. Den neuen Stoff hatte er sich schon aus London kommen lassen, und so erkundigte er sich, ob es wohl in Tientsin einen Schneider gebe, der ihm solche Polohosen schneidern könnte.

Ihm wurde ein japanischer Schneider genannt, der auch sofort zur Anprobe kam. Mein Vater zeigte ihm die einzige noch halbwegs „lebende" Hose und fragte ihn, ob er ihm sechs neue Hosen aus dem bereitliegenden Stoff machen könne. „Natürlich, Master!" Der Schneider nahm sein Maßband aus der Tasche, Vater ließ ihn aber nicht an sich heran und bedeutete ihm, daß er doch nicht richtig

maßnehmen könne wie der Londoner Schneider. Ihn interessiere nur, ob er ihm sechs Hosen wie seine alte anfertigen könne, was der Schneider bestätigte.
Nach zehn Tagen kam der Schneider wieder mit den sechs bestellten neuen Hosen. Sie waren exakt wie die aus der Oxford Street, und alle hatten sie zwei Flicken und waren an den Knien durchgescheuert. Vater hat anstandslos bezahlt. Der Schneider hatte ja sein Bestes gegeben, um den Auftrag genauestens auszuführen. Gefragt, wie er denn die Knie hätte „durchreiten" können, antwortete er „Master, ich habe einen weißen Stein genommen und so lange gerieben, bis die Knie genauso aussahen wie bei deiner Hose".
Diese Geschichte machte ihre Runde in Ostasien und soll sogar im führenden englischen Pferdejournal erschienen sein.

Der Untergang der „van Imhoff"

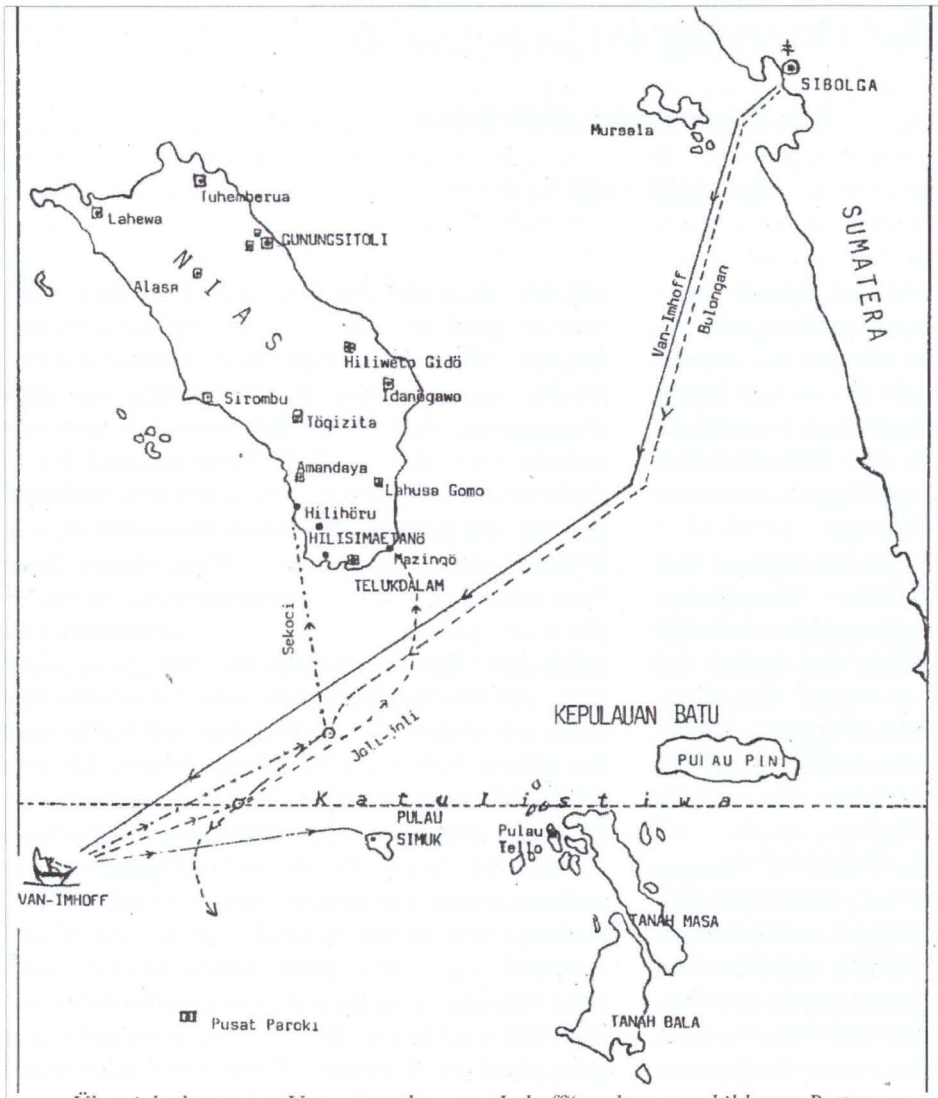
Ein Augenzeugenbericht*

Br. Alois Seitz SVD

Man hatte uns alle unsere Habseligkeiten abgenommen. Wir besaßen nicht mehr als ein Handtuch, ein Stück Seife und die Kleider, die wir am Leibe trugen. Die „van Imhoff" bot an sich Raum für 200 Menschen, daher wurden 111 Internierte zunächst wieder ausgeschifft. Wir restlichen 366 Männer lagen in den untersten Lagerräumen des Schiffes wie Heringe in einer Tonne.
Alle Eingänge und Luken waren mit starkem Stacheldraht gesichert, hinter denen Wachtposten standen. Wir konnten nichts sehen, da wir uns tief unter der Wasserlinie befanden, und hatten das Gefühl, in einer Rattenfalle zu sitzen. Eine unerträgliche Hitze und ein furchtbarer Gestank füllten die Räume. Wir wußten nicht, wohin die Reise ging. Wir hofften, nach Australien, wo wir am meisten Menschlichkeit erwarteten.
Am Spätnachmittag stach das Schiff in Sibolga/ Sumatra in See. Einige von uns waren auf dem Achterdeck in einer Art Zwinger untergebracht. Sie riefen uns nach der nächtlichen Fahrt am frühen Morgen zu, daß wir umgekehrt seien und wieder den Hafen anliefen. Von den Wachtposten hörten wir, daß der Kapitän einen Funkspruch empfangen habe, daß er alle Internierten wegbringen müsse. So wurden auch noch die an Land gebliebenen 111 Mitgefangenen in das Schiff gestopft, ohne daß ein weiterer Raum zur Verfügung stand.
Nun konnten wir nicht einmal mehr die Füße ausstrecken und uns fast nicht mehr rühren. Gegen Abend fuhr das Schiff erneut aus. Wir bekamen fast nichts zu essen und, was noch schlimmer war, nur unzureichend zu trinken. So schaukelte das Schiff mit für uns unbekanntem Ziel zwei Tage über den Ozean. Am dritten Tag, dem 19. Januar 1942, schreckte uns gegen Mittag eine Explosion auf, die das Schiff erschütterte. Wir wußten nicht, was da geschah. Ehe wir die Ursache erfragen konnten, folgte eine zweite, noch schlimmere Explosion, nach der uns die Kameraden aus dem Zwinger auf dem Hinterdeck zuriefen, daß ein japanisches Flugzeug uns mit Bomben angriff.
Einen Augenblick später hörten wir sein Motorengedröhn und spürten, ohne es sehen zu können, wie es zum Tiefflug ansetzte und auf uns zukam. Dann fiel wieder eine Bombe, und die hatte das Schiff so getroffen, daß es sich wie ein waidwundes Tier aufbäumte. Danach stoppten die Maschinen, und unter den Internierten erhob sich ein wildes Geschrei vor Angst. Wir wurden hin und her geworfen, hörten zischenden Dampf und fühlten, wie das Schiff sich zur Seite neigte.
Über uns gerieten die Holländer in sichtbare Nervosität und Angst. Da sie wohl fürchteten, wir könnten einen Ausbruchsversuch unternehmen, verdoppelten sie die Wachen, die zu uns hinabschauten. „Wer den Stacheldraht berührt, wird ohne Warnung erschossen!" Zugleich merkten wir aber, daß auf Deck große Verwirrung entstand. Ein paar Matrosen schossen offenbar mit Karabinern auf das nochmals anfliegende Flugzeug.
Als es verschwunden war, kam der holländische Kommandant an die Tür und versuchte, uns zu beruhigen. Er lobte uns, daß wir uns ruhig verhalten hätten, und sagte, dem Schiff sei nichts Ernstes geschehen Es würden nun nur die Maschinen überprüft, dann könne die Fahrt fortgesetzt werden. Wir sollten uns keine Sorgen machen. Für uns würde genauso gesorgt wie für das Wachpersonal und die Schiffsmannschaft. Falls wirklich ein Unglück geschehe, werde der Kapitän als letzter das Schiff verlassen.
Seine Worte waren aber nur Lügen, um zu verhin-

dern, daß wir zu meutern anfingen. In Wirklichkeit hatte man das Schiff schon aufgegeben. Das Motorboot und die Rettungsboote, mit Proviant und Wasser versehen, wurden bereits zu Wasser gelassen. Wir sahen davon nichts, aber die Gefangenen auf dem Achterschiff riefen uns zu, was geschah. Doch erst als auch unsere Wachtposten plötzlich verschwanden, begriffen wir, was man mit uns vorhatte.

Zuerst hörten wir Geschrei und dann einen Schuß. Einer der Internierten war über den Stacheldraht



Übersichtskarte zum Untergang der „van Imhoff" und zur geschilderten Rettung (Sekoci = Schute, Joli-joli = Jolle, Kepulauan = Archipel, Katulistiwa = Äquator)
Quelle: Antonia Meyers: Kette der Mutter Maria, S. 121

gesprungen, hatte ein Seil ergriffen, um sich in das letzte Boot der abfahrenden Holländer hinabgleiten zu lassen. Man beschoß ihn, bis er ins Wasser fiel. Dann zog man ihn trotzdem heraus. Er war der einzige, der von den Holländern gerettet wurde.

Nachdem die gesamte holländische Schiffsmannschaft und das Wachpersonal mit den Rettungsbooten davongefahren waren, brachen wir aus unserem Gefängnis aus. Verzweifelt versuchten wir Rettungsaktionen, jeder packte irgend etwas aus Holz oder eine der Schwimmwesten, um sich über Wasser zu halten. Tische, Bretter, Bambusmatratzen wurden über Bord geworfen, und viele Internierte sprangen hinterher und klammerten sich daran fest, um vom Schiff fortzukommen.

Da wir mitten im Ozean waren und keine Ahnung hatten, wie weit es zu irgendeiner Insel war, erkannte ich, daß diese Rettungsversuche nur einem verlängerten Selbstmord gleichkamen. Ohne Proviant und Wasser würde niemand von den Schwimmenden auch nur 24 Stunden lebend überstehen. Sie waren eine leichte Beute für die Haifische.

So beschloß ich, vorerst noch auf dem Schiff zu bleiben, obwohl es sich immer weiter zur Seite neigte. Ich ergab mich dem Willen Gottes. Wenn er bestimmt hatte, mein junges Leben für meine Missionsaufgabe zu opfern, wollte ich nicht rebellieren. Plötzlich mußte ich jedoch an meine Mitbrüder denken. Das trieb mich zu neuer Aktivität an. Ich sah die beiden Patres Vogt und Meier auf Deck stehen. Sie waren wie erstarrt und blickten über das Meer, als nähmen sie Abschied. Von den jüngeren Missionaren konnte ich niemanden entdecken, auch nicht meinen Mitbruder Reinhold, den jungen Mitarbeiter in der Druckerei auf Flores.

Die eine Hälfte der Internierten rannte verstört auf dem Deck umher, die andere schwamm im Wasser. Einige waren schon weit abgetrieben, und ich stellte mir vor, welch schrecklichen Tod sie erleiden würden. Ein ehemaliger Schiffsingenieur schrie, daß das sinkende Schiff noch zu retten sei, und ich folgte ihm in das Innere des Schiffes, wo er auf ein Rad zeigte, an dem man zum Dichten der Schotten zu drehen habe. Eine Weile warf ich mich wie ein Besessener dagegen und drehte daran, solange es ging, bis ich begriff, daß der Schiffsingenieur, der weiter schreiend durch das Schiff lief,

offenbar den Verstand verloren hatte.
Unter mir hörte ich immer lauter das hereinströmende Wasser und den aus einem Kessel entweichenden Dampf. Ich bekam es mit der Angst zu tun, er könnte platzen und mit ihm das ganze Schiff in die Luft fliegen. Obwohl mich die Neugier plagte, wie groß wohl das Loch in der Schiffswand sei und wie hoch das Wasser schon im Innern stünde, hatte ich nicht den Mut, tiefer hinabzusteigen, sondern rannte wie vom Tod verfolgt, die Treppen wieder hinauf. Hier waren inzwischen auch andere verrückt geworden, rissen sich die Kleider vom Leib oder tanzten singend umher, ehe sie ins Meer sprangen.
Vergeblich hielt ich nach meinen Mitbrüdern Ausschau und kletterte sogar zur Kommandobrücke hinauf, um das ganze Schiff zu übersehen. Ich konnte niemanden entdecken und kam mir, hoch „über" dem sinkenden Schiff, wie der einsamste Mensch der Welt vor. Vergeblich suchte ich an allen Horizonten nach Land, nach einem rettenden Zeichen, nach irgendeiner Möglichkeit zu entkommen. Doch außer Wasser, Himmel und einer brennenden Sonne sah ich nichts.
Das Schiff bekam immer mehr Schlagseite. Laut rief ich die Namen meiner Mitbrüder in die Tiefe, erhielt aber keine Antwort. Plötzlich entdeckte ich auf dem Achterdeck eine Gruppe von Internierten. Sie hatten dort ein Rettungsboot entdeckt, das jedoch nicht in der üblichen Weise zu Wasser gelassen werden konnte. Von neuer Hoffnung erfüllt, eilte ich zu den Kameraden hinab und half mit, das Boot ins Meer zu werfen, wo es glücklicherweise richtig landete.
Die meisten sprangen dem Boot schon nach, aber ich dachte an Wasser und Proviant, ohne die eine Fahrt auf dem Ozean Wahnsinn gewesen wäre. Ich lief zur Kombüse zurück, füllte einen Eimer mit Trinkwasser und brachte ihn zum Boot. Dann ging ich erneut auf die Suche nach Proviant. Ich fand ein paar Brote, brachte auch sie zum Boot und begab mich ein letztes Mal zur Kombüse, um nach weiteren Vorräten zu suchen. Mit einem Beil zertrümmerte ich den Eisschrank, in dem ich viele Flaschen voller Getränke fand. Ich verstaute sie in zwei Eimern und brachte sie an Deck. Offenbar hatte meine Expedition zu lange gedauert, denn das Boot hatte inzwischen abgelegt und trieb, bis zum Rand mit Menschen gefüllt schon ein paar hundert Meter abseits im Meer.
Noch immer standen und liefen an Deck Internierte herum. Kopflos oder resigniert, als hätten sie jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Ich aber raffte alle meine Kräfte zusammen, zog mich bis auf Hemd und Hose aus, griff nach einer Schwimmweste, von denen immer noch welche herumlagen, und sprang mit einem Satz ins Meer. Da ich gut schwimmen konnte und das Meer glatt war, erreichte ich schließlich das Boot, das keine Riemen besaß. Nur ein kleines Segel war vorhanden, das aber bei der Windstille zwecklos war. Trotz der Überfüllung zog man mich ins Boot.
Als die Sonne unterging, war das Schicksal der „van Imhoff" besiegelt. Es reckte sich plötzlich beinahe senkrecht empor und schoß dann mit großer Schnelligkeit in die Tiefe. Wir wußten nicht, ob es hundert, zweihundert oder mehr Menschen waren, die mit dem Strudel hinabgezogen wurden. Aber ich dachte daran, daß sie vielleicht einen leichteren Tod hatten als den, welcher uns vielleicht doch bevorstand, wenn wir tagelang verhungernd, verdurstend oder in der Hitze verbrennend auf dem Meer trieben.
Die Nacht brachte ein wenig Abkühlung. Wir waren 53 Mann auf dem Boot, das eigentlich für höchstens 30 Mann ausgelegt war. Unser Trinkwasservorrat war so gering, daß jeder nur einen Löffel voll am Tag erhielt, und manche begannen, Seewasser zu trinken, weswegen sie sich bald in Krämpfen zu winden begannen.
Als nach Mitternacht eine Brise das Segel blähte und wir mittels eines Kompasses, den jemand vom Schiff mitgenommen hatte, ostwärts fuhren, wo wir Land vermuteten, wurden die meisten seekrank. Auch ich erbrach mich, ohne daß ich noch etwas im Magen hatte, stundenlang mit solcher Gewalt, daß ich glaubte, sterben zu müssen. Bei beginnender Dämmerung schlief der Wind ein. Bald brannte wieder die Sonne unbarmherzig auf uns nieder. Das Boot lag fast still, und nirgends war auch nur eine Spur von Land oder ein Zeichen davon zu sehen.
Am Vormittag erschien plötzlich am Himmel ein Flugzeug, das uns entdeckt zu haben schien und tiefer ging. Ja, der Pilot winkte uns sogar zu, und wir dachten schon, er werde uns Rettung bringen. Gegen Mittag tauchte am Horizont dann die Rauchwolke eines Schiffes auf, das uns offenbar suchte. Es kam auch auf ein paar hundert Meter heran. Es war – wir konnten den Namen erkennen – der holländische Dampfer „Boelongan". Wir fühlten uns schon gerettet. Durch sein Megaphon fragte uns ein Schiffsoffizier, woher wir kämen und wohin wir wollten.
Als er vernahm, daß wir von der gesunkenen „van Imhoff" stammten, wollte er wissen, ob wir Holländer an Bord hätten. Als wir uns als Deutsche und Internierte zu erkennen gaben, drehte das Schiff ab und fuhr fort. Wir schrieen und hoben den Wassereimer hoch, um wenigstens etwas Trinkwasser zu bekommen, aber wir erhielten keine Antwort. Nun ergriff uns alle tiefe Hoffnungslo-

sigkeit. Vielleicht erschütterte uns aber auch die Barbarei dieser Leute, die uns so gewissenlos unserem Schicksal überließen.

Am Nachmittag kam wieder Wind auf, und mächtige Wolkenbänke, die ein Unwetter anzeigten, zogen von drei Seiten auf uns zu. Die seeerfahrenen Männer unter uns schätzten den näherkommenden Sturm auf Windstärke acht.

Wer eine Schwimmweste hatte, zog sie über, dann warf uns ein gewaltiger Orkan von Woge zu Woge, das Boot krachte in allen Fugen und wurde immer wieder von Wellen überspült, so daß wir kaum schnell genug das Wasser herausschöpfen konnten. Wahrscheinlich verdanken wir unserem Steuermann Witt, der sein Fach verstand, daß wir diesen Sturm heil überstanden. Leider zog er vorüber, ohne daß Regen fiel. Unser Trinkwasser war fast zu Ende. Verzweiflung und Irrsinn begannen im Boot um sich zu greifen. Nur mit Mühe konnten wir einige daran hindern, über Bord zu springen. Als der Sturm abflaute, setzten wir wieder das Segel und flogen nun über das aufgewühlte Wasser mit großer Geschwindigkeit dahin, was einige Stunden dauerte und uns vielleicht das Leben gerettet hat.

Gedenktafel auf Nias, angebracht in der Kirche Santa Maria Bunda Para Bangsa und enthüllt von einem Missionar der Steyler Mission (SVD) und dem evangelischen Landesbischof von Nias im Jahre 1997
Inschrift oben: IN MEMORIAM P. Jean Pierre Vallon MEP & P. Jean Berard MEP, gestorben in Lasara, Gunung Sitoli, 1832
Inschrift unten: 18 Missionare SVD, die zusammen mit 20 protestantischen Geistlichen & 371 anderen Leuten mit dem Schiff „van Imhoff" bei der Insel Simuk, Batu Inseln, am 19. Januar 1942 untergegangen sind
Quelle: Pater Hadrian Hess, Nias, 2005

Nachts wurde es windstill, und wir trieben geräuschlos auf dem mondhellen Meer dahin. Licht oder Land waren nicht zu sehen. Der Durst wurde immer schlimmer. Für den nächsten Tag war für jeden kaum mehr ein Löffel Wasser vorhanden. Mitten in der Nacht sah ich in weiter Ferne eine Leuchtkugel aufsteigen, doch da niemand von den anderen sie bemerkt hatte, glaubte ich schließlich selbst, es sei nur eine Halluzination gewesen. Das Stilliegen auf dem Wasser trieb uns zur Verzweiflung, und so rissen wir von der oberen Bordwand einige Planken ab, die wir als provisorische Riemen benutzten. Damit kamen wir ein wenig weiter. Abwechselnd zogen wir jüngeren die Riemen mit dem Mut der Verzweiflung durchs Wasser. Bald hatten wir Blasen an den Händen und waren völlig erschöpft.

Der dritte Tag brachte uns nicht nur von Osten her die Sonne, sondern auch hinter Nebelbänken den Blick auf eine Bergkette. Die Rettung schien nahe, aber es sollte auch der schwerste Tag unserer unfreiwilligen, dramatischen Seefahrt werden. Kein Windhauch half uns, und unbarmherzig brannte die Glut vom Himmel. Unsere Körper waren völlig ausgedorrt. Kein Schweißtropfen drang mehr aus den Poren. Die Haut war rot verbrannt und voller Blasen. Kaum vermochten wir noch zu rudern. Die Zunge lag uns schwer im Mund ohne Speichel, und die Kehle brannte wie Feuer. Ehe die Sonne unterging, kamen wir jedoch unter Land. Wir hörten den Donner der schweren Brandung. Eine Landung in der Dunkelheit war nicht möglich. Wir wären an Riffen und Felsen zerschellt.

Mit Gewalt mußten wir jene zurückhalten, die trotzdem an die Küste rudern wollten. Da die Gefahr eines ablandigen Windes bestand, der uns wieder weiter aufs offene Meer hinaustreiben konnte, ruderten wir die Nacht über an der Küste entlang und gingen erst bei Tagesanbruch an Land. Wir hatten ein recht flaches Stück Strand ausgesucht, und acht Mann, die schwimmen konnten, waren ins Wasser gesprungen, um das Boot von dort aus zu lenken.

Doch plötzlich faßte eine mächtige Welle das Boot und warf es krachend gegen einen Felsen, wo es, zwischen Gesteinsbrocken eingeklemmt, hängen blieb. Alle Insassen waren ins Meer gestürzt, und wer noch etwas an Kleidung oder Sonstigem besessen hatte, verlor nun auch sein letztes Hab und Gut. Die Schwimmer mußten die Nichtschwimmer retten. Obwohl die Brandung dies erschwerte, gelang es uns, alle ans Ufer zu bringen. Viele waren verwundet, ein Pflanzer sogar so stark, daß er zwei Stunden später starb. Wir mußten ihn begraben.

Unweit des Strandes standen einige Kokospalmen. Das bedeutete Rettung von unserem Durst. Obwohl ich völlig erschöpft war, kletterte ich auf einen der hohen Stämme und warf die Früchte hinunter. Mit der erquickenden Kokosmilch erwachten auch unsere Lebensgeister. Wir sahen einander an. Wir hatten Bärte, waren von Wunden und Blasen bedeckt, hatten nur mehr Kleiderfetzen am Leib, und einige liefen sogar völlig nackt herum. Wir erkundeten die Umgebung und entdeckten schließlich einen Bach, in dem wir uns jauchzend wälzten und aus dem wir endlich trinken konnten, so viel wie wir wollten. Niemand von uns wußte, wo wir waren.

Als wir damit beschäftigt waren, uns ein Nachtlager zu richten, tauchten zwischen den Kokospalmen fünf Männer auf, die vorsichtig näher kamen. Es waren Eingeborene. Sie begegneten uns freundlich, und wir erfuhren, daß wir auf der Insel Nias gelandet waren.

Die Eingeborenen waren Christen und wurden von der Barmer Mission betreut. Sie kehrten in ihr Dorf zurück und versprachen uns, etwas zu essen zu schicken und uns am nächsten Morgen abzuholen. Gegen Mittag erschienen dann ein Kapuziner-Pater, ein Arzt und eine Krankenschwester, die uns herzlich begrüßten und sich nach dem Schicksal meiner Mitbrüder erkundigten. Diese drei Menschen taten alles, um unser Los zu erleichtern. Sie führten uns zum nächsten Dorf, verbanden unsere Wunden, besorgten uns Kleidung und gaben uns dem Leben zurück.

---

* Die deutschen Männer und Jugendlichen ab 16 Jahren, darunter auch Österreicher, die in Niederländisch-Indien lebten und noch am Tag des deutschen Überfalls auf die Niederlande (10. Mai 1940) interniert worden waren, sollten im Januar 1942, um ihre Befreiung durch die japanischen Eroberer zu verhindern, mit drei Schiffen in ein Lager nach Britisch-Indien transportiert werden. Unter den mehr als 450 Internierten auf dem dritten Schiff, der „van Imhoff", waren vierzehn Patres und fünf Brüder der Steyler Mission. – Das holländische Schiff war übrigens benannt nach dem Deutschen Gustav Wilhelm Baron von Imhoff (1705-1750), der mit zwanzig Jahren nach Batavia ausreiste und es bis zum Generalgouverneur der Vereinigten Ostindischen Compagnie brachte (1743-1750).

Meine Zeit beim Marinestützpunkt Kobe 1944/1945

Walter Refardt

Im Frühjahr und im Sommer 1943 war ich, Jahrgang 1923, erstmals, allerdings nur zeitweise, für die deutsche Kriegsmarine tätig. Da hatte ich zunächst einen Teil der Besatzung des Hilfskreuzers „Michel" im Biwako-Hotel am Biwa-See, unweit Kyoto gelegen, zu betreuen und später einen Teil der Besatzung des Sonderschiffes „Alsterufer" in der alten Kaiserstadt Nara.

Im Oktober 1944 wurde es dann aber ernst. Ich war damals Angestellter der alteingesessenen deutschen Handelsfirma Winckler & Co. Trotzdem mußte ich mich in meiner Heimatstadt Kobe beim Marinestützpunkt melden, denn ich sollte als Dolmetscher für die Truppe Dienst tun. Vorausgegangen war eine Art Musterung einschließlich militärärztlicher Untersuchung. Ich wurde als untauglich eingestuft, und zwar wegen meiner schlechten Augen.

Auf mich war die Marine, als sich die etatmäßigen deutschen und japanischen Dolmetscher sämtlich in jenem Sommer aus Furcht vor Luftangriffen verdrückt hatten, offenbar verfallen, weil sie bei mir gute Japanisch-Kenntnisse voraussetzte. Meine Mutter war nämlich Japanerin.

Meine Japanischkenntnisse waren zwar nicht besonders gut, weil zu Hause und in der Schule nur deutsch gesprochen wurde und ich auch sonst wenig japanische Kontakte besaß. Aber irgendwie geklappt hat es trotzdem, sogar beim Übersetzen der technischen Fachausdrücke, die mir natürlich zunächst selbst im Deutschen fremd waren. Der eine oder andere japanische Gesprächspartner verstand zum Glück etwas Englisch, mancher sogar etwas Deutsch. Meine Vorgesetzten jedenfalls waren zufrieden. – Ich war überdies der einzige junge Mann, der einspringen konnte, denn alle anderen waren inzwischen, zum Teil per Blockadebrecher, zum Fronteinsatz in die Heimat aufgebrochen.

Meine Aufgabe bestand dann darin, stets mit an Bord zu gehen, wenn etwa deutsche Offiziere mit japanischen Werft-Ingenieuren, vor allem in Sachen U-Boot, etwas zu besprechen hatten. Ich mußte auch immer, bei kleinen oder großen Werftbesprechungen, zugegen sein. Und weil ich ja nun der einzige Dolmetscher beim Marinestützpunkt war, wurde ich häufig von einem Boot zum anderen und von einer Werft zur anderen herumge-

schickt; ursprünglich war für jedes Boot ein eigener Dolmetscher zuständig gewesen. Außerdem mußte ich dem Stützpunktkommandanten bei seinen Besprechungen mit japanischen Dienststellen zur Seite stehen. Ins Büro des Marinestützpunkts kam ich eigentlich nur dann, wenn ich meinen Lohn, die 20 Yen pro Tag, abholte oder von der Kleiderkammer Kleidungsstücke bekam.

Neben dieser offiziellen Tätigkeit, die mich allein schon ziemlich auf Trab hielt, war ich aber auch „Mädchen für alles". Ich mußte z.B. Marinesoldaten zu Fußballspielen oder nach Osaka zur Revue begleiten. Eine interessante Abwechslung vom meist stressigen Alltag bildeten Probefahrten in der Osaka-Bucht mit Tauch- und Schießübungen.

Meine Vereidigung hat Korvettenkapitän Kölschbach vorgenommen. Dabei ging es hauptsächlich um Geheimhaltungsvorschriften. Er mußte allerdings eingestehen, daß viele deutsche Kobe-Residenten meist mehr und früher über die deutschen Kriegsschiffe und U-Boote Bescheid wußten als seine Leute. Er meinte sogar, der zivile Kobe-Nachrichtendienst funktioniere weitaus „professioneller" als derjenige der Marine. Wie ich in der Folge feststellten konnte, stimmte das tatsächlich.

Der Marinestützpunkt (abgekürzt MST) Kobe unterstand übrigens, wie auch die Marinefunkstelle Kamakura, dem Marineattaché, Vizeadmiral Paul Wennecker, in Tokyo, der dort mit einem größeren Stab arbeitete. Im März 1945 kam Fregattenkapitän Kentrat, ein Ritterkreuzträger, nach Kobe, um hier das Kommando zu übernehmen. Dienst am Stützpunkt taten neben Offizieren und Mannschaften auch mehrere deutsche Seeleute, darunter auch Ingenieure vom Schnelldampfer „Scharnhorst", den die Reederei 1943 an die japanische Marine verkauft hatte.

Der Winter 1944/1945 war dann besonders kalt. Mehrfach fiel sogar Schnee. Mein Einsatz als Dolmetscher verlangte, daß ich mich fast täglich zur Werft oder auf die U-Boote begeben mußte. Da weder die dortigen Büros noch die Boote geheizt waren, fror man die ganze Zeit. Nur beim Mittagessen auf der „Havelland" konnte man sich etwas aufwärmen. Dort gab es immer eine gute Linsensuppe oder andere schmackhafte Eintopfgerichte. Die „Havelland" lag seit Januar 1944 in Kobe fest. Wegen eines Torpedotreffers im Maschinenraum war sie manövrierunfähig und diente nun als Wohnschiff.

Bis Mai 1945 habe ich vier U-Boote betreut, und zwar zwei Kampfboote, U 532 und U 183 (Monsun-Boote genannt, die im Indischen Ozean operierten), und zwei vormals italienische U-Boote, UIT 24 und UIT 25, welche im September 1943 (nach der Kapitulation Italiens) von der deutschen Kriegsmarine übernommen worden waren und als Transportboote eingesetzt wurden. Beide hatten überwiegend deutsche Besatzungen. Daneben gab es aber auch ein paar italienische Marinesoldaten in deutscher Uniform, die es vorzogen, mit den Deutschen zu kooperieren, um nicht, in japanischen Lagern interniert, untätig herumsitzen zu müssen. Beide Boote, nur noch bedingt einsatzbereit, konnten nicht mehr „rechtzeitig" instand gesetzt werden und wurden Anfang Mai 1945 von der japanischen Marine beschlagnahmt.

U 532 verließ Kobe gegen Ende 1944. Sie kam bis in den Nordatlantik; die Besatzung wurde in Liverpool interniert. – U 183 verließ Kobe im Februar 1945. Sie wurde im April von einem amerikanischen U-Boot in der Java-See versenkt. Nur ein einziger Mann wurde gerettet.*

Anfang März 1945 erlebte Kobe den ersten großen amerikanischen Luftangriff, wobei vor allem der westliche Teil der Stadt zerstört wurde. Das Büro des Marinestützpunkts wurde daraufhin aus der Stadtmitte in eine große Wohnung in Kitanocho, dem von Ausländern bevorzugten Wohnviertel am Stadtrand, am Anstieg in die Rokko-Berge gelegen, verlegt.

Inzwischen kamen nach den großen viermotorigen B 29-Bombern der Anfangszeit auch kleinere Jagdbomber und Jäger, die meist Ziele im Hafen angriffen und erhebliche Schäden anrichteten. Zur selben Zeit warfen B 29-Bomber Magnetminen in die Osaka-Bucht, wodurch mehrere Schiffe verloren gingen. Bei Luftalarm mußten alle Schiffe den Hafen verlassen und in der Osaka-Bucht auf die Entwarnung warten.

Bei einem solchen Luftangriff schoß UIT 25 – ich war nicht an Bord – ein Flugzeug ab. Als man entdeckte, daß der Pilot noch am Leben war, versuchte man, ihn zu retten, mußte den Versuch aber weiterer Angriffe wegen schließlich einstellen.

Der Abschuß war, wie vorgeschrieben, der japanischen Marine gemeldet worden, die gleich ein Motorboot bereitstellte, um den feindlichen Piloten zu suchen. Ein japanischer Marineoffizier und sechs Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr begleiteten uns. Der Offizier ließ uns wie selbstverständlich wissen, man werde den Amerikaner, sobald er aufgefunden sei, sofort hinrichten. Der wachhabende deutsche Offizier raunte mir daraufhin zu: „das gibt's nicht" und ließ das Boot in die entgegengesetzte, freilich falsche Richtung wenden. Der Pilot blieb daraufhin naturgemäß leider verschollen.

Einige Zeit darauf wurde UIT 25 zu einer kleinen Insel westlich von Kobe verlegt. Sie lag dann dort in einer Bucht versteckt unter Bäumen. Eine Wache von ein paar Mann blieb an Bord und wurde

regelmäßig abgelöst. Der japanische Verbindungsoffizier fuhr mit mir eines Tages zu der Insel, um den Bürgermeister zu bitten, den deutschen Soldaten zu erlauben, sich an Land etwas die Beine zu vertreten. Der lehnte strikt ab, und zwar mit der widersinnigen, ja unverschämten Begründung, das sei zu gefährlich für seine Bürger. Unsere Versuche, ihn umzustimmen, fruchteten nicht, so daß wir unverrichteter Dinge die Rückfahrt antreten mußten.

Eines Morgens Anfang Mai, als ich meinen Dienst im Marinestützpunkt antreten wollte, wunderte ich mich, daß ein japanischer Soldat vor dem Tor Wache stand. Im Büro wurde mir dann zu meiner Überraschung eröffnet, ich dürfe das Gebäude nicht mehr verlassen. Ich sei jetzt interniert, weil Deutschland – was wir zunächst überhaupt nicht mitbekommen hatten – kapituliert habe. Ich durfte aber noch einmal nach Hause, um etwas Wäsche und einiges andere Notwendige zu holen. Dann wurde ich in die Deutsche Schule eingewiesen, wo schon die internierten deutschen Soldaten untergebracht waren. Ein japanischer Posten stand vor dem Eingang, der niemand rausließ. Allein zu den Mahlzeiten durften wir das Domizil des deutschen Klubs „Concordia" aufsuchen, welches ganz in der Nähe lag. Sonst saß man praktisch den ganzen Tag untätig herum. Nur etwas Sport zu treiben wurde uns erlaubt.

Gegen Mitte Mai begannen Vorbereitungen, die deutschen Soldaten ins Gebirge, auf den Rokko-san, zu verlegen, weil mit weiteren Luftangriffen gerechnet werden mußte. Am 5. Juni morgens begann dann auch der große Angriff auf das Zentrum der Stadt und auf die östlichen Stadtteile. Wir beobachteten vom zweiten Stock der Deutschen Schule aus, wie die Bomben auf Sannomiya fielen, wo sofort große Brände ausbrachen. Die nächste Angriffswelle warf ihre Bomben auf den altehrwürdigen Ikuta-Schrein.

Als die darauffolgende Welle sich uns näherte, liefen wir schutzsuchend in die Eingangshalle der Schule, die aus Beton errichtet war und sicher sein sollte. Das stimmte aber nicht, denn plötzlich hörten wir das Getöse der fallenden Bomben sehr nah, und schon durchschlugen mehrere Brandbomben die dicke Decke und explodierten vor unseren Füßen. Wir versuchten, das sofort ausbrechende Feuer mit dort gelagerten Mehlsäcken zu löschen, was aber nicht gelang Wir mußten uns rasch zurückziehen, denn sonst hätten wir keine Zeit mehr gehabt, ins Freie zu gelangen. Alle Häuser in der Nachbarschaft standen in Flammen.

Wir rannten in die Berge, von wo man einen guten Blick über die brennende Stadt hatte. Der Rauch verdunkelte den Himmel, und die große Hitze entfachte einen ungemein starken Wind. Als der Angriff vorüber war, begaben wir uns zurück zum Schulgebäude vorbei an vielen Toten, die, von Flaksplittern getroffen, zu Tode gekommen waren.

Zur Schule zurückgekehrt, versuchten wir als allererstes, die Vorräte, die in der Turnhalle lagerten, zu bergen, was bei der furchtbaren Hitze sehr anstrengend war. Auch mußten wir die zwei Schweine retten, die hinter der Schule saßen und laut schrieen. Sie wurden in den Garten einer deutschen Familie getrieben, wo sie jedoch sofort anfingen, die lebenswichtigen Gemüsebeete um- und umzuwühlen. Wir mußten sie deshalb schnellstens auf den Rokko-san bringen, wo sie weiter gemästet wurden und eines Tages im Kochtopf landeten.

Einige Zeit später ging ich in die Stadt hinunter. Mir bot sich ein furchtbarer Anblick. Vielerorts brannte es noch, und auf den Straßen lagen überall verkohlte Leichen. Viele der Gebäude, die das Stadtbild geprägt hatten, waren vernichtet, und mir tat das Herz weh. Nach zwei Tagen konnte ich auf den Rokko-san zurückkehren. Die japanische Marine hatte inzwischen das Rokko Oriental Hotel und das Rokko-san Hotel für die internierten deutschen Soldaten übernommen. Beide wurden, wie zuvor die Deutsche Schule, von japanischen Posten bewacht.

Ich wurde in das Rokko Oriental Hotel eingewiesen und verbrachte dort die nächsten Monate. Hier oben war es herrlich kühl, und man hätte fast vergessen können, daß immer noch Krieg herrschte, wenn man nicht die schweren Luftangriffe auf die Küstenregion zwischen Kobe und Osaka hätte mit ansehen müssen. Denn von da oben hatte man eine nur allzu gute Sicht auf die Landschaft tief unter uns.

Ab Mai gab es nicht mehr viel zu tun. Dolmetschen mußte ich hier nur noch, wenn der japanische Verbindungsoffizier zu uns ins Hotel kam. Manchmal begleitete ich Korvettenkapitän Kölschbach nach Arima oder Oike, wo sich die Proviantlager der Kriegsmarine befanden. Der Proviant wurde von da aus regelmäßig mit einem Pferdefuhrwerk auf den Rokko-san transportiert. Das Pferd und den Wagen hatte man gleich zu Beginn in Arima angeschafft.

Gelegentlich mußte ich mich aber immer noch mit bestimmten Aufträgen nach Kobe zur japanischen Marinedienststelle begeben. Dabei begleitete, genauer: bewachte mich ein japanischer Soldat, was ich als nicht besonders angenehm empfand. Dann versuchte ich immer, so schnell wie möglich zu meinem Quartier auf dem Rokko-san zurückzukehren, vor allem um den Luftangriffen zu entgehen.

Häufig fiel nach solchen Angriffen der Strom aus. Eine der lästigsten Folgen war, daß dann die Cable

Car, welche einen sonst bequem nach Kobe hinab- oder zum Rokko-san hinaufbrachte, nicht fuhr. Man mußte dann die Stufen neben den Gleisen runterlaufen bzw. raufsteigen, was bei der sommerlichen Hitze kein Vergnügen war. Da auch die elektrischen Pumpen im Hotel versagten, mußte das Wasser in Eimern von einer entfernt liegenden Quelle herantransportiert werden.
Am 15. August erfuhren wir aus dem Munde des japanischen Kaisers, der erstmals eine Radioansprache hielt, daß Japan tags zuvor kapituliert hatte. Wir alle waren froh, daß der Krieg zu Ende war. Die japanischen Soldaten waren plötzlich verschwunden. Verdunkelungen waren wieder überflüssig. Das Leben normalisierte sich allmählich. Erst Mitte September durfte ich nach Hause, bevor die inzwischen in Japan gelandete US Army das Lager, in dem die deutschen Soldaten interniert blieben, übernahm. Sie wurden im Februar 1947 zusammen mit vielen anderen Deutschen repatriiert.
Eine größere Anzahl der Soldaten, die in Japan oder in Südostasien stationiert gewesen waren, gründeten später die „Nippon Crew", die sich jedes Jahr einmal trifft. Nicht zuletzt dadurch stehe ich im fernen Kobe auch heute noch in enger Verbindung mit guten Freunden aus jener Zeit, die für mich im Guten wie im Bösen ein unvergeßliches Erlebnis bleibt.

* Siehe dazu auch den zweiteiligen Beitrag von Fridolin Berthel in den StuDeO-Heften April und September 2005.

Hinter chinesischem Stacheldraht*

Ein Augenzeugenbericht über das Lager Kiangwan in Shanghai

Klaus Mehnert

[...] Am 25. September [1945] mußte die deutsche Schule geräumt werden, am 27. erschienen chinesische Soldaten in einer Reihe von deutschen Häusern und Wohnungen, quartierten sich dort ein, belästigten die Bewohner und verboten ihnen, irgendwelche Gegenstände herauszuschaffen, wobei sich nie recht feststellen ließ, wer hinter einer solchen Aktion stand und warum gerade der und nicht jener von ihr betroffen war. In der Nacht vom 4. zum 5. Oktober erfolgten die ersten totalen Wohnungsräumungen. Etwa zur gleichen Zeit war gerüchtweise das Wort Kiangwan aufgetaucht. So heißt ein Neubaugebiet fünfzehn Kilometer nördlich vom Shanghaier Stadtkern. Dort sei, hieß es, ein Gelände als Internierungslager für die Deutschen vorgesehen. Und nun erfolgte etwas Sonderbares: Lange ehe Kiangwan offiziell genannt wurde, begannen die Vorbereitungen der Deutschen für den Umzug dorthin. Beunruhigt durch die wachsende Unsicherheit ihrer Position und ihres Eigentums wünschten sie Klarheit, und sei sie noch so unangenehm. [...]
So wurden die Arbeiten für Kiangwan mit erstaunlichem Schwung in Angriff genommen. Als ich Anfang Oktober zum ersten Mal in die Räume des neu gebildeten Transportausschusses kam, herrschte dort schon Hochbetrieb. Die Telefone klingelten, die Sekretärinnen tippten, Jungens mit Rädern kamen und gingen mit Depeschen, Lastwagen beladen mit Helfern und Helferinnen fuhren nach

Das Kiangwan-Lager, von der Straße aus gesehen. Ganz rechts die Vorratshalle
Quelle: StuDeO-Fotothek P5320

Kiangwan. Alles geschah mit deutscher Gründlichkeit. Es ergingen Aufforderungen an sämtliche Mitglieder der Gemeinde, alles, was in einem Lager gebraucht werden kann, zu stiften; die Abteilung „Rabenklau" nahm sich dieser Aufgabe speziell an. Die arbeitsfähigen Männer und jüngeren Frauen wurden zur Hilfe mobilisiert. Nachts schliefen Wachen in der Turnhalle von Kiangwan, welche als Lagerraum benützt wurde und sich mit Öfen und Kartoffeln, Zwiebeln, Reis, Mehl, Bohnen, Holz, Badewannen, Schränken, Drehbänken, Medikamenten (Stiftung von Bayer), elektrischen Materialien (Stiftung von Siemens) usw. füllte.
Die Wochen vor der Eröffnung des Lagers waren gekennzeichnet durch bemerkenswert einmütiges

Zupacken. Nach Monaten der Nervenbelastung, die schon lange vor dem deutschen Zusammenbruch eingesetzt hatte, wurde die Einrichtung des Lagers, so paradox das klingen mag, als konstruktive Gemeinschaftsleistung empfunden. Vor allem die Arbeit im Lager selbst machte Spaß; man fuhr wie zum Picknick hinaus (mittags wurden dort für alle Helfer kräftige Eintöpfe gekocht), so daß es schwierig war, Leute für den prosaischeren Dienst im Stadtbüro zu finden.

Und es gab eine Menge zu tun. Der weitläufige Kiangwan-Komplex, einst eine Schule mit vier großen Bauten auf einem Gelände, das man in etwa zehn Minuten umschreiten konnte, war von japanischen Militärbehörden mit zahlreichen Bunkern, Schützenlöchern, Stacheldrahtverhauen versehen worden. Die letzten japanischen Soldaten lagen noch dort, als wir schon einzuziehen begannen. Es sah schlimm aus. Die Fenster waren kaputt. Die ganze Kanalisation war verstopft. Die elektrischen Leitungen fehlten. Das Gelände glich einer Mülldeponie voller Moskito-Brutstätten; wir brauchten Wochen, um es einigermaßen in Ordnung zu bringen. Tagelang wurden nur Böden geschrubbt. Und während der ganzen Zeit rollte Lastwagen um Lastwagen aus der Stadt an. Alles Gemeinde- oder Reichseigentum, das noch nicht beschlagnahmt war, wurde nach Kiangwan in Sicherheit gebracht – darunter etwa 6000 Bücher der verschiedensten deutschen Bibliotheken, das gesamte Mobiliar der Informationsstelle, Schulmaterialien, Lebensmittel, Schreibmaschinen, sogar Kassenschränke. Eine Transportfirma arbeitete fast nur für uns. Je nervöser die Deutschen wurden, je mehr deutsche Wohnungen beschlagnahmt, deutsche Firmen gestört wurden, desto eifriger schufteten wir in Kiangwan, dem Heim von morgen. [...]

Der erste Schub der Internierten (dreizehn Familien) kam am 18. Oktober nach Kiangwan, der zweite (acht Familien) am 24. Oktober, und so ging es weiter (ich kam schließlich auch an die Reihe) bis zum 6. Dezember. Danach trafen nur noch einzelne ein. Die Aktion war zu Ende, nicht weil es keine Deutschen mehr gab, sondern weil sich nach ehrwürdiger chinesischer Sitte zahlreiche Umgehungsmethoden entwickelt hatten, mit denen sich die Wohlhabenden von der Internierung freikauften. Von den großen Taipans kam kein einziger ins Lager. Die Internierten waren wütend (warum waren sie eingesperrt und die anderen draußen?) und verlangten Aufklärung. Am 20. Januar 1946 empfing mich der für das Lager zuständige Chinese, Yang Yin, in seinem Shanghaier Büro. (Ich war inzwischen zum Sprecher der Internierten gewählt worden [...]). Yang Yin sagte mir, was ich mir gleich aufschrieb und am Abend meinen Schicksalsgenossen in einer Vollversammlung mitteilte:

„Die chinesische Regierung war an der Internierung der Deutschen ein halbes Jahr nach dem Ende des Krieges in Europa nicht interessiert. Nur in Shanghai hat sie diese schließlich infolge starken sowjetischen und amerikanischen Druckes beschlossen. Ursprünglich sollte der größte Teil der deutschen Gemeinde interniert werden; daher begann die Aktion in flottem Tempo und ohne klare Ausleseprinzipien. Als Ende November der ausländische Druck nachließ, wurde sie eingestellt. Die bereits Internierten sind die Unlucky Ones (= Pechvögel) und müssen sich damit abfinden." [...]

Alle hatten wir in Kiangwan viele Pflichten; ich selbst nahm neben dem Amt als Lagersprecher noch zwei Aufgaben wahr: In der Lagerschule gab ich englischen Unterricht, und morgens um vier heizte ich zusammen mit einem Mitinternierten, einem Chirurgen *(Dr. Daust)*, den riesigen Heißwasserkessel des Lagers, wobei wir, bis das Wasser kochte, Verse schmiedeten und ans Schwarze Brett schlugen (sie sind als „Wasserbüffel-Verse" in die Folklore von Kiangwan eingegangen). [...]

Gerüchte über einen Transport nach Deutschland waren unter den Schanghai-Deutschen immer wieder aufgetaucht. Aber erst im Juli 1946 wurde es amtlich: Das US-Truppenschiff „Marine Robin" werde zwecks Zwangsrepatriierung erst die Deutschen in Nordchina und dann uns für die lange Reise mach Bremerhaven an Bord nehmen – uns, das hieß nicht nur die Kiangwan-Insassen, das betraf die Schanghai-Deutschen insgesamt. Das „Processing" sollte für alle in Kiangwan stattfinden (Impfen, Gepäckuntersuchung, Aufnehmen der Personalien usw.). Während der letzten Tage, als Hunderte von Schanghai-Deutschen mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack ins Lager und dann weiter aufs Schiff strömten, ging es bei uns hoch her. Überall kampierten Menschen, lagen Tausende von Gepäckstücken. [...]

Die Deutschen in der Stadt („an Land", wie es in unserer Lagersprache hieß) hatten bis zuletzt gehofft, doch noch irgendwie von der Repatriierungsliste herunterzukommen. Sie stellten entsprechende Anträge, besuchten alle chinesischen Bekannten, um deren Unterstützung zu gewinnen, ließen auch da und dort einen Geldbarren springen [...].

[...] wir setzen in zähen Verhandlungen mit den für die Schiffsreise zuständigen Amerikanern ein Privileg nach dem anderen für alle durch, unter anderem, daß wir mehr als das uns ursprünglich zugestandene Handgepäck mitnehmen durften. Zum Schluß hatte sich unsere Zusammenarbeit mit der chinesischen Lager- und der amerikanischen Schiffsleitung so eingespielt, daß alle Repatrianden heil und mit erstaunlich viel Gepäck an Bord der

„Marine Robin“ eintrafen, wo wir von Hunderten, bereits in Tientsin und Tsingtau an Bord genommenen Landsleuten aus Nordchina mit Hallo und Umarmungen in Empfang genommen wurden. Insgesamt waren wir nun rund 1250 deutsche „Passagiere“.

---

* Quelle: Mehnert, Klaus: Ein Deutscher in der Welt. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1981. – Das StuDeO dankt dem Verlag für die Genehmigung zum Abdruck von Auszügen aus den Kapiteln 49 „Hinter chinesischem Stacheldraht“ und 50 „Das Schiff der Gefangenen“.

Wasserbüffel-Verse, verfaßt im Lager Kiangwan

Klaus Mehnert und Walter Daust

Rot Kreuz Besuch – 26. März 1946

Gestern begrüßten wir hier gern
vom Genfer Roten Kreuz zwei Herrn.
Herr Angst aus Tokio war dabei
und auch Herr Egle aus Shanghai.
Wir mußten ihnen Antwort sagen
auf hundertsiebenundvierzig Fragen.
Sie wollten alles sich besehen:
ob wir mit Duschen gut versehen,
ob hier im Lager 'ne Kantine,
ob's Essen auszureichen schiene.
Wieviel wir an Gewicht verloren,
ob regelmäßig wir geschoren.
Wie viele Mal wir täglich essen,
auch's Impfen wurde nicht vergessen.
Auf alle diese vielen Fragen
war es nicht schwer etwas zu sagen.
Doch schwierig schien die Frag zu sein,
warum wir hier im Lager sein.
Wir sagten, da dies unbekannt,
sein wir Unlucky Ones benannt,
erklärten ihnen lang und breit,
wo hier denn die Gerechtigkeit?
Und staunen taten sie nicht schlecht,
daß wir das alles selbst geblecht.
Sie haben 60 Camps gesehen,
doch solches war noch nie geschehen.
Aus Japan haben sie berichtet,
daß dort bis jetzt kein Schiff gesichtet,
welches die Deutschen heimwärts führt.
Doch Japan sei sehr interessiert,
sie schleunigst zu repatriieren,
um sie nicht mehr zu finanzieren. –
Ihr müßt Euch vor dem Wahne schützen,
daß der Besuch uns könnt viel nützen.
Doch haben wir erfreut erkannt,
daß wir dem Roten Kreuz bekannt.
Und herzlich drückten wir die Flossen
den beiden wackren Eidgenossen.

Nächtlicher Besuch – 29. März 1946

Nachts zwei Uhr kam ein Neuer rein.
Herr Hartl heißt das arme Schwein.
Herr Lee, begleitet von drei Mann,
der brachte ihn persönlich an.
Weil er kein eignes Bette hätt',
steckt Randow ihn in Betzens Bett.
Wer ist es, der den Leidensbecher
mit uns jetzt trinkt? Er war der Sprecher
der Deutschen Radiostation
(parlait Français avec façon).
Doch heute ist der arme Tor
„Unlucky Number ninety four“.

Harte Lehren – 2. April 1946

Auf die Lage von uns allen
ist ein grelles Licht gefallen.
Was lang wir ruhig hingenommen,
hat ein neu Gesicht bekommen.
Denn was gestern hier geschah,
bringt uns die Lehre schmerzhaft nah.
„Unlucky Ones“ klingt ja ganz schön,
doch hat es harte Konsequenzen.
Es kann, wir haben's jetzt gesehn,
auch führen an des Todes Grenzen.
Eva's Tat weist deutlich hin
auf des Lagers Widersinn.

Aussichten – 12. Mai 1946

Liebe Leid- und Campgenossen,
Monde sind nun schon verflossen,
seit wir alle hier vereint.
Doch ich glaube fast, es scheint,
daß das Ende abzusehn.
Wenn auch noch zu überstehn
große sind wie kleine Sorgen.
Wenn der Abend wie der Morgen
neue Fragen mit sich bringt.
Das hört auf ganz unbedingt,
wenn ertönt der letzte Pfiff,
wenn es heißt, Abfahrt zum Schiff!
Dies wäre dann der letzte Schritt.
Im Zusammenhang damit
hört man, daß aus allen Teilen
Chinas sie zusammeneilen.
So die Deutschen aus dem Norden,
die bereits gemeldet worden.
Kanton, Hankau kamen an,
Nanking ebenfalls. So kann
aus Gerüchten man vernehmen,
wie sie alle zu uns strömen. [...]

Neueste Nachrichten – 29. Juni 1946

Shanghais allerneuste Kiste:
„Rauf und runter von der Liste".
Ein'ge, die um 11 dabei,
kamen runter um halb zwei,
andre traurig konstatierten,
daß sie ganz vergeblich schmierten;
denn nun sind erneut dabei
sie auf Liste 1 und 2.
Kurz darauf kam neue Kunde,
daß, auch Stand der letzten Stunde,
wieder Liste 4 und 3
zu repatriieren sei!! [...]

Abschiedsgruß – 4. Juli 1946

Oh, alte Kiangwan-Herrlichkeit,
wohin bist Du entschwunden!?!
Wirst Gott sei Dank Vergangenheit
für uns in ein paar Stunden.
Es war am letzten Tag ja schon
ein andrer, Gottlob frischer Ton
dank all den guten Freunden,
die sich mit uns vereinten!
Leb wohl, Du Holz-, Klo-, Küchendienst;
Landgang mit Hindernissen
– wenn Du auch oft verlockend schienst –
wir woll'n Dich recht gern missen!
Heut geht es frischen Muts an Bord
und dann, Ahoi, zur Heimat fort
und kommt auch erst es eng Euch vor:
„There's always room for a thousand more."

Small Talk*

Abends allein und einen alten Freund erzählen hören
2. Teil

Claus Correns

Schon 1943/1944 sorgte die japanische Regierung für die Evakuierung der zivilen Ausländer aufs Land. Die Luftangriffe der Amerikaner wurden immer häufiger und verlustreicher für die Bevölkerung. Für den Fall, daß mein Haus in Tokyo zerstört werden sollte, buchte ich für mich vor Jahresende 1944 im einstmals luxuriösen „Fujiya Hotel" in Miyanoshita (in den Bergen nahe Hakone) ein Zimmer. Dorthin brachte ich während der Wochenenden im Rucksack und in Koffern meine Preziosen wie Photos, Briefe, Tafelsilber, also alles von sentimentalem Wert. Als mein Haus bei dem letzten Großangriff auf Tokyo am 28. Mai 1945 tatsächlich abgebrannt war, zog ich ins „Fujiya Hotel". In Miyanoshita fanden sich viele Deutsche zusammen, die hierher evakuiert worden waren.
Die Zuteilung von Lebensmitteln an uns Deutsche, wozu auch Brot, Kaffee und Corned Beef aus Marine-Beständen (von deutschen Kriegsschiffen in der Südsee oder vor Niederländisch-Indien aufgebracht) gehörten, fand einmal pro Woche in Gora (ebenfalls nahe Hakone) statt. Sie wurde, auch weit

über das Kriegsende hinaus, organisiert von einer Art deutschen Behörde, fortgeführt. Das relativ paradiesische Leben hatte leider am 10. Oktober 1945 ein Ende, da die amerikanische Armee das „Fujiya Hotel" für eigene Zwecke requirierte. Ich fand ein Unterkommen bei Freunden und Kollegen in Oiso, wo ich mich mit Gelegenheitsgeschäften und -jobs über Wasser hielt.

Die Besatzungstruppen, die 1945 in Japan landeten, hatten lange gegen die Japaner in der Südsee gekämpft und waren froh, in Japan Europäer zu treffen, mit denen sie sich fließend englisch unterhalten konnten. Die Amerikaner sorgten für Ordnung, waren aber großzügig und lieferten den Japanern Lebensmittel und halfen ihnen, ihre Industrie und Wirtschaft wieder aufzubauen.

Im Frühjahr und im Sommer 1947 wurden die sogenannten *objectionables* (wörtlich: Leute, denen man etwas vorwirft), aber auch fast alle übrigen Deutschen, darunter auch die Marine-, Botschafts- und Konsulatsangehörigen, die Residenten und die in Japan „hängengebliebenen" Frauen und Kinder aus Niederländisch-Indien, von den Amerikanern nach Deutschland, z.T. auch gegen deren Willen, repatriiert. Bleiben durfte in der Regel nur, wer japanisch verheiratet, über 65 Jahre alt oder Pfarrer bzw. Missionar war. Auch wer Gegnerschaft gegen das Naziregime oder amerikanische oder englische Verwandte nachweisen konnte, durfte bleiben.

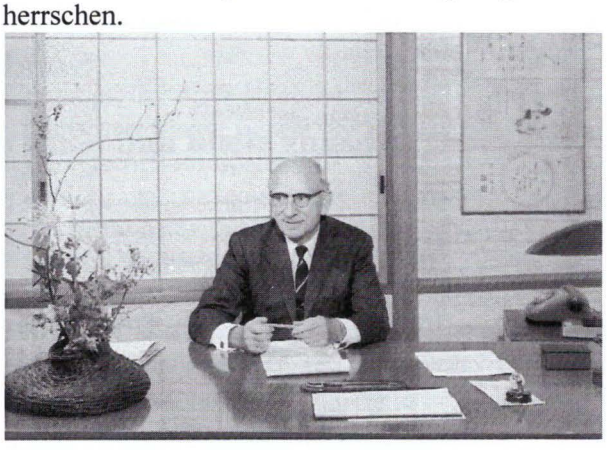
Der Begriff *objectionable* war absichtlich sehr weit gefaßt, denn man wollte die Deutschen in Japan, China und auch anderswo – womöglich für immer – loswerden. Ich gehörte zu den wenigen Ausnahmen, denn man nahm anscheinend an, daß ich wegen meines jüdischen Großvaters ein von den Nazis verfolgter deutscher Emigrant sei. Von der CIC (Counter Intelligence Corps) wurde ich nicht nach meiner Vergangenheit gefragt, und ich habe sie auch nicht zur Sprache gebracht.

Um nicht wegen Bedürftigkeit nach Deutschland geschickt zu werden, mußte ich mir einen „Scheinjob" verschaffen. Ein japanischer Freund vermittelte mir eine Anstellung für Yen 1.000 in einem Souvenirladen namens „Dragon Shop". Ich versuchte da, Krawatten mit Drachenmuster an GIs zu verkaufen, hatte damit aber wenig Erfolg.

Nachdem es mir 1946 gelungen war, eine Bleibe in Tokyo zu finden, kam es für mich darauf an, Geschäftsverbindungen zu bekommen und Informationen, um Anregungen für meine Wiedereinschaltung in das Wirtschaftsleben zu erhalten. Ich wurde Mitglied der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, völlig sinnlos, denn es war ein Verein alter Herren, die in der Vergangenheit lebten und von ihrer schönen Studienzeit in Deutschland schwärmten. Durch das Bridge-Spielen kam ich aber doch in Verbindung mit einigen interessanten Japanern, darunter Herrn Hatta, Leiter der Ginza-Filiale der damaligen The Yokohama Specie Bank Ltd. Er war mir, vermutlich weil er lange in Deutschland tätig gewesen war, wohlgesonnen.

Schon 1946 lernte ich meinen (späteren) Freund PIA (Dr. Dr. M. A. Piacentini) kennen, dem es leichtfiel, Verbindung zu allen möglichen Leuten herzustellen. Mehr oder weniger durch Zufall bekam ich durch ihn eine Einführung zu meinem später besten japanischen Freund Masao Anzai, der entscheidend war für meine spätere geschäftliche Laufbahn in Japan. Sein Schwiegervater Nobuteru Mori war Leiter der liberalen Partei (Sei Yu Kai). Als ich 1948 so weit war, daß ich meine Firma C. Correns & Co., Ltd. gründen konnte, war mein Freund Anzai bereit, einen Vorstandsposten zu übernehmen; wegen seines guten Rufes war das sehr wichtig für mich.

Mir fehlte nun noch ein hochqualifizierter Japaner, der mir, der ich weder japanisch sprach noch irgendwelche geschäftlichen Erfahrungen in Japan besaß, zur Seite stehen würde. Ich konnte hierbei auf Kikuo Uchiyama zurückgreifen, den ich von China her kannte. Er war sehr erfolgreich bei meiner früheren China-Firma Siemssen & Co., Tientsin, tätig, wurde aber bei Kriegsende nach Japan repatriiert und hatte noch keine neue Tätigkeit angenommen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als er sich bereiterklärte mitzumachen. Denn ohne ihn hätte ich wohl kaum den Mut gefunden, mich selbständig zu machen. In Japan spielt es eine große Rolle, ob man bedeutende Freunde hat, denn Japaner haben mit Recht große Vorbehalte gegenüber Fremden, deren Sprache sie nur ungenügend beherrschen.



C. Correns
CHAIRMAN
C. CORRENS & CO., LTD.
TOKYO

Als letztes brauchte ich nur noch ein Büro, klein, in der lauten Ginza-Gegend gelegen, ohne Klima-

anlage im Sommer brüllend heiß, aber groß genug für fünf Mitarbeiter. Mehr glaubte ich am Anfang mit meinem „Kapital" von gerade einmal US $ 5.000 nicht finanzieren zu können.
Im Jahre 1948 war Japan noch von den Amerikanern besetzt, und es war ungewiß, ob die Militärregierung der Gründung einer deutschen Firma zustimmen würde. Es gab keine deutsche Botschaft und keine deutschen Banken, auf deren Unterstützung wir hätten hoffen können. Die Amerikaner um Erlaubnis zu fragen, hatte ich keine Lust. So gründete ich nicht nur eine Firma mit meinem Namen, sondern noch eine italienische Firma M. A. Piacentini & Co., Ltd. und eine japanische Firma Sanyu Shokai & Co., Ltd. Ich dachte dabei an die chinesische Lebensweisheit: „Ein kluges Kaninchen hat drei Röhren zum Entkommen."
Die japanischen Behörden waren recht entgegenkommend, vielleicht wegen des gemeinsam verlorenen Krieges, aber wohl auch, weil die Deutschen in der Meiji-Zeit sehr erfolgreich zur Modernisierung Japans beigetragen haben. Das betraf vor allem die Medizin (Dr. Bälz), das Militär und die Verfassung, aber auch vieles andere.
Ich gründete meine Firma zu einer Zeit, in der es, wie gesagt, keine deutsche Vertretung gab. Ihr Nichtvorhandensein war allerdings kein Handicap für mich, denn ich hatte längst gelernt, wie man mit Selbstvertrauen und vernünftigem Umgang mit anderen Menschen und Kulturen weiterkommt. Rückblickend darf ich sagen, daß die Probleme, die ich damals empfand, eigentlich klein waren. Die deutschen Firmen, die schon seit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in Japan tätig gewesen waren und eine starke Konkurrenz für mich gewesen wären, durften erst ab 1953 wieder in Japan tätig werden. Das verschaffte mir genügend Zeit, die Vertretung bedeutender deutscher Industrieunternehmen zu bekommen, von denen ich nur einige: Krupp, Degussa, die fünf Lurgi-Gesellschaften, Wafios und Lindemann (Düsseldorf) erwähne.
Ende 1948 war ich Alleininhaber von C. Correns & Co., Ltd. (CCC). Bald sah ich aber ein, daß ich bei der Fülle der Möglichkeiten es allein nicht schaffen würde, alle mir gebotenen Chancen zu nutzen. So bat ich Heinz Tiedemann, Hamburger Kaufmann, mein hälftiger Partner zu werden. Als Angestellter bei Carlowitz in Tientsin und dann in Tokyo war er mein Konkurrent und bei unseren Reitjagden mein Kumpel gewesen, und wir besaßen bei gleichem Alter ungefähr dieselben Erfahrungen. Er schied 1958 aus, um von Hamburg aus mit mir zusammenzuarbeiten.
Mein sehr enger Freund Wolfgang Schön, auch Hamburger, war bei Siemssen & Co., Tientsin, Leiter der Import-Abteilung, während ich Leiter der Export-Abteilung war. Während ich dann in der Mandschurei und Japan tätig wurde, war er bis 1949 in China geblieben. Er wollte nach Europa und Kanada reisen, um sich dort umzusehen, aber Tiedemann und ich fingen ihn in Tokyo ab und überredeten ihn freundschaftlich, unserer Firma C. Correns als dritter gleichberechtigter Teilhaber beizutreten. Da wir alle drei ungefähr gleich alt waren und als *old-China-hands* viel in unserer zweiten Jugend in diesem Land gemeinsam erlebt hatten, gestaltete sich die Zusammenarbeit sehr harmonisch. Schön war der perfekte Export- und Importmann, Buchhalter, Finanzmann und Steuerexperte, immer von mir bewundert, da ich von Buchhaltung und Steuersachen nichts verstand. Für mich konnte ich nur in Anspruch nehmen, daß ich die Firma gegründet und die japanischen Verbindungen geschaffen hatte.
Nach der Länge der Zeit war Arthur von Eisenhart-Rothe, dessen Bekanntschaft wir über einen meiner Schulkameraden machten, zweifellos der wichtigste Partner. Als ich Ende 1989 aus Altergründen aus C. Correns & Co., Ltd. (jetzt: Correns Corporation) ausschied, wurde er Hauptteilhaber.
Ich zog nach Bayern an den Starnberger See und fühle mich jetzt dort mit meiner Familie (als Erzpreuße) sehr wohl, nachdem ich fünfundfünfzig Jahre in England, China und Japan zugebracht habe.

Small Talk – Nachlese

Zum ersten Mal begegnete ich Masao Anzai im Jahre 1946. Die amerikanische Besatzungsmacht untersuchte gerade seine Akten. Damals verdiente ich 1.000 Yen im Monat, war Junggeselle und besuchte das Haus der Anzais regelmäßig, während des Tages oder Abends, und wurde fast wie ein Mitglied der Familie behandelt. Als Masao Anzai vor neunzehn Jahren starb, war sein Tod ein großer Verlust für mich. Er hatte mir unbedingt vertraut und oft mit seinem Rat geholfen.

Unsere Unterhaltung fand beinah ausschließlich auf Englisch statt. Mein Japanisch, und vermutlich das Japanisch jedes Nicht-Japaners, fand er gräßlich und darum unerträglich. Aber seine Englischkenntnisse waren zu dieser Zeit noch sehr beschränkt. So wurde er die Konversation schnell leid und gab sich kaum Mühe, seine Müdigkeit oder Unlust zu verbergen. Unsere Gespräche waren deshalb kurz und bündig. Ich erinnere mich an einige:

1. Auf seine Bitte hin machte ich ihn mit einer deutschen Firma bekannt, wo er einen Herrn antraf, der seine kleine Figur mit etwas zu großen Gesten kompensierte. Ich erkundigte mich: *„How was Mr. X?"* Seine Antwort kurz und bündig: *"Small man talking big!"* Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt.
2. Als ich noch nicht viel über die Stellung und Lebensumstände der japanischen Frau wußte, fragte ich ihn eines Tages unverfroren: *"Why do Japanese treat their wives so badly? Your women are much nicer than the men!"* Seine Antwort ohne weiteren Kommentar: *"That's why!"*

*

Wenn ich darüber nachdenke, warum ich nicht Japanisch spreche, fühle ich mich unwohl. Ich habe mir einige Gründe zurechtgelegt:

1. Während des Krieges war es nicht ungefährlich, Japanisch zu sprechen, weil man leicht in Spionageverdacht geriet. Einen meiner Freunde hätte man beinahe verhaftet.
2. Für Leute wie mich, die nicht sprachbegabt sind (ich lernte lateinisch, griechisch, französisch, englisch, chinesisch und einige Brocken russisch – alles miserabel), ist die japanische Sprache zu schwer. Und Japaner sind sehr empfindlich, wenn man ihre Sprache nicht gut spricht.
3. Japaner sind Ausländern gegenüber ungewöhnlich zuvorkommend und helfen einem über viele Schwierigkeiten hinweg, selbst wenn man nur „Küchenjapanisch" spricht.
4. Ich mag Menschen, auch anderer Art und Rasse. Aber ich bin überzeugter Europäer und Preuße und möchte andere auf nicht mehr als halbem Wege treffen. Ich sehe darin nichts Unrechtes.

---

* Auszüge aus Claus Correns' im Selbstverlag 2004 unter dem Titel „Small Talk" erschienenen Erinnerungen, ausgewählt und zusammengestellt von Renate Jährling.

Ein halbes Leben in Indonesien

Bernd Eberlein

Zu meinem neunten Geburtstag – ich war also noch ein kleines Kind – schenkte mir mein bester Freund ein Abenteuerbuch mit dem Titel „Der Zauberer von Nias". Niemand ahnte damals, ich am wenigsten, welche Bedeutung Nias, die ferne Insel vor der Westküste Sumatras, einmal in meinem Leben einnehmen würde.
Einundzwanzig Jahre später, Anfang 1978, kam ich beruflich nach Indonesien, mit einem beträchtlichen Startkapital in der Tasche. Indonesische Freunde, die in Deutschland ausgebildet worden waren, wollten zusammen mit mir als ausgebildetem Touristikfachmann ein kleines Reiseunternehmen gründen. Dies gestaltete sich vor Ort allerdings viel schwieriger als geplant und, nicht ungewöhnlich in Ländern wie Indonesien, kam dann alles ganz anders:
Ich wurde Consultant (Manager mit Beratungstätigkeit) beim damaligen Minister für Tourismus. Mit einem profunden Marketing-Konzept versehen, reiste ich bereits wenige Monate später wieder nach Deutschland und klopfte im wahrsten Sinne des Wortes an die Türen nahezu aller der Unternehmen, von denen ich annahm, es werde sich lohnen, die auf touristische Aktivitäten in Indonesien anzusprechen. So reiste ich denn kreuz und quer durch die Bundesrepublik und kam mir manchmal wie ein Staubsaugervertreter vor. Reisen in das damals ziemlich unbekannte Indonesien waren nicht einfach zu verkaufen, dennoch signalisierte man hier und da Interesse für Spezialprojekte in Form von Expeditions-, Forschungs- oder Studienreisen. Diese sollte ich selbst mitorganisieren und sogar leiten.
Und so kam es: Die erste Reise führte mehrere Wochen lang tief ins Innere von Borneo zu Dayakvölkern der Kenyah und nomadisierenden Punan. Das war beileibe kein Kinderspiel. Rund 350 km ging es zunächst mit unterschiedlich großen Bootstypen (Riverboat, Longboat, Einbaum) über weitverzweigte Flußsysteme ins zentrale Bergland. Dann erst begann das eigentliche Abenteuer: Tagelange Fußmärsche über von dichtem Tropenwald bewachsene Bergketten, unzählige Stunden Fahrt mit Einbäumen auf reißenden Flüssen, und zwar flußaufwärts gegen den Strom – eine Tortur! Zur Ausrüstung und Proviant gehörten 450 kg Reis, 80 lebende Hühner, säckeweise Konserven, 100 Dosen Bier, ein Dutzend Kochtöpfe, Geschirr und Besteck, Öllampen, Planen und vieles mehr. Sogar Antischlangenbiß-Seren fehlten nicht. Fünfundvierzig Dayak-Träger waren angeheuert.
Das Schöne und Wertvolle solcher Reisen rückt einem erst im Nachhinein ins Bewußtsein, wenn

man wieder nach all den Strapazen in der Verfassung ist, durchatmen zu können.
Im Laufe der Jahre lernte ich während vieler Erkundigungs-, Studien-, Expeditions- und sogar diversen Forschungsreisen viele Regionen des indonesischen Archipels kennen. Darunter war auch Nias, eine landschaftlich reizvolle Insel mit endlosen Südseestränden, sanften Bergrücken und freundlichen Menschen.
Einst war Nias berüchtigt wegen Kopfjägerei, Sklavenhandel und Menschenopfer, aber auch bekannt für seine großartige Megalithkultur. Die Insel faszinierte mich. Ich begann sie zu erkunden, und wanderte zwei Monate lang über die Insel und umrundete sie zu drei Vierteln. Die Insel und seine armen, aber liebenswürdigen Menschen eroberten mein Herz. Oft erinnerte ich mich an das Buch aus meiner Kindheit über den besagten Zauberer.
Dann starb unser Chef, der Minister. Ein Viersterne-General, damals einer der höchsten Militärs in Indonesien, bekundete Interesse, mich zu „übernehmen", und zwar einschließlich einiger von mir ausgebildeter Kollegen, darunter ein besonders befähigter – er stammte aus Nias. Unser Reisegeschäft in und mit Indonesien begann zu florieren. Nach einigen Jahren außergewöhnlicher und wertvoller Erfahrungen kam mir endlich wieder in den Sinn, warum ich ursprünglich hierher gekommen war, nämlich in der Absicht, eine eigene Firma zu gründen.
Inzwischen lebte und arbeitete ich bereits zwölf Jahre in Indonesien, zusammen mit meiner javanischen Lebensgefährtin, meinem niassischen Kollegen und dessen Frau, die ebenfalls aus Nias stammte. So gründeten wir unser eigenes kleines Reiseunternehmen. Die Geschäfte liefen prächtig; Anlaß genug zu investieren.

Offene kleine Pendopo-Halle, auch als eine Art Gartenrestaurant verwendet

Wo? Auf Nias natürlich. Auf einem zwei Hektar großen Grundstück entstand eine kleine Anlage mit Gästehäusern einschließlich einem offenem Pendopo-Restaurant und mit einem, einem originalen Vorbild nachgebauten 15 m hohen Traditionshaus, das für kulturelle Präsentationen, wichtige Treffen, als Minimuseum etc. verwendet wurde. Der geschäftliche Schwerpunkt verlagerte sich von Jakarta auf die kleine Insel im Indischen Ozean. Der Zauberer von Nias aus dem Buch meiner Kindertage hatte mich doch noch gepackt!

Typisch nordniassisches Traditionshaus, verwendet für kulturelle Veranstaltungen

Dann ereilte mich ein schwerer Schicksalsschlag. Meine Lebensgefährtin starb. Von ihrem Tod erfuhr ich im fernen Neuguinea, an dem Tag, als ich mit einer Gruppe von Expeditionsteilnehmern ins Tiefland von Merauke aufbrach. Zwei Monate später hatten wir heiraten wollen. Und anschließend hatten wir uns vorgenommen, die beiden von uns innigst geliebten Kinder, ein Mädchen und einen Jungen, aus einem Heim für ungewollte Kinder zu adoptieren. Tragisch für alle ...!
Bald darauf schlug der Schicksalsblitz erneut ein: Auf Nias brannte eines Nachts unser Hauptgebäude mit Büro- und Wohnräumen vollständig nieder. Nichts konnte gerettet werden, und wie in Indonesien üblich, war auch nichts versichert gewesen. Wir befanden uns wohl insgesamt in der Phase der „sieben mageren Jahre", denn schwarze Gewitterwolken tauchten am Horizont auf: Die Asienkrise. Die wirtschaftlichen Turbulenzen gingen in politische und soziale über. – 1998 ging die mehr als dreißigjährige Herrschaft des Präsidenten Soeharto zu Ende. Es folgte politisches Chaos, einhergehend mit islamistischem Terror. Damit war Indonesien als Reiseland gewissermaßen erledigt. In unserer Not versuchten wir, einen Teil unserer geschäftlichen Aktivitäten nach Laos und Burma zu verlagern. Dort hatte ich zuvor länger als ein Jahr gelebt und gearbeitet. Der Erfolg blieb mäßig, denn unser Markenzeichen war nun einmal „Spezialisten für Indonesien".
Indonesien hat sich von der Asienkrise und all seinen Folgeerscheinungen noch immer nicht wieder richtig erholt. Die weitverbreitete Korruption lähmt die wirtschaftliche Entfaltung, auch auf Nias. Dort wartete sogar noch schlimmeres Unheil auf die Menschen: Die Tsunami-Katastrophe am

26. Dezember 2004.
Meine niassischen Kollegen und ich wurden von der ersten Stunde an in die Rolle einer Hilfsfeuerwehr versetzt. Mit einem alten Fischkutter voller Lebensmittel und dringendster Hilfsgüter fuhren wir um die Insel herum zu den Dörfern, zu denen keine Straßen führen, um den Überlebenden in den vom Tsunami am schlimmsten zerstörten Ortschaften zu helfen.
Am 28. März 2005, nur drei Monate später, erfuhr besonders Nias eine weitere Steigerung des göttlichen Strafgerichts: Das große Erdbeben – Stärke 9 auf der Richterskala – mit einer schier unvorstellbaren Zerstörungskraft! Tausende von Menschen starben, viele kamen elendig ums Leben. Bis zum Ausbruch des Bebens waren die Kollegen und ich schon Tag für Tag rund um die Uhr im Einsatz gewesen, aber jetzt wünschten wir uns, der Tag möge 48 Stunden haben, damit wir die Herausforderungen allein zeitlich meistern konnten. Unser alter 40 t-Kutter schaffte unermüdlich Reissäcke aus dem 140 km entfernten Sumatra heran und fuhr dann die entlegenen Küstenabschnitte entlang, um die Dörfer im Abseits zu versorgen.
Unsere Gästehausanlage, selbst zum großen Teil zerstört, avancierte zum Flüchtlingslager und gleichzeitig zur Reisverteilungsstelle für 231 Dörfer. Zum Lamentieren und zu Selbstmitleid blieb keine Zeit. Unser Tageslauf forderte ganz einfach: Weitermachen und sich vor allem für die vielen Waisenkinder, insgesamt etwa 250 Voll- und Halbwaisen, einsetzen, die in Tohia und Ombölata einfachst untergebracht sind.
Wie sich uns zeigte, gibt es für diese Kinder nur einen Ausweg aus ihrer Not: Wir müssen großherzige Menschen finden, die für sie Patenschaften zu übernehmen bereit sind. Die BNKP (Banua Niha Keriso Protestant) Church auf Nias bat mich deshalb dringend darum, in Deutschland solche Menschen zu finden.

Es gibt eine Zukunft für die Kinder in Tohia und Ombölata –
davon bin ich überzeugt!
Ihnen zu helfen, habe ich mir fest vorgenommen.

Wer wissen möchte, wo meine Zuversicht herrührt, dem sei gesagt: Die Kirchenleitung der BNKP auf Nias, die dortige Waisenhausstiftung YAKASAN PEDULI SESAMA und ich, wir haben uns mittlerweile mit der Ev.-Luth. Kirchengemeinde in Kropp, meiner Heimatgemeinde in Deutschland, verbündet mit dem Vorsatz, für jedes der Kinder einen Paten oder eine Patin aufzutreiben. Und wer darüber hinaus dazu beitragen möchte, daß meine Zuversicht nicht versiegt, erkundige sich bitte in Kropp* nach den Modalitäten und schreite dann, wenn irgend möglich, zur guten Tat.

---

*

Nachruf auf Pastor Fritz Maass

Reinhard Gilster

Im vergangenen Jahr verstarb am 12. März im Alter von 95 Jahren Prof. Dr. Fritz Maass, der von 1940 mit einer knapp einjährigen erzwungenen Unterbrechung bis 1947 Gemeindepfarrer in Shanghai gewesen ist.
Fritz Maass wurde in dem Städtchen Nangard in Pommern geboren. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er, seine Eltern hätten auf politischem wie auf kirchlichem Feld eine Verbindung konservativer und liberaler Überlieferungen erstrebt – eine Einstellung, die dann auch sein Leben bestimmte.
Das Abitur machte Fritz Maass in Pölitz bei Stettin. Dann studierte er in Berlin zunächst Germanistik und Philosophie, wechselte aber später zur Theologie, welches Studium er in Halle fortsetzte. Berlin faszinierte den jungen Studenten wegen des reichen Angebots an Opern, Konzerten und Theateraufführungen. Fritz Maass nahm Schriftsteller wie Bert Brecht und Carl Zuckmayer wahr, die damals ihre großen Erfolge hatten. Er studierte bei berühmten Theologen und bekam mit, wie die Atmosphäre durch das Aufkommen des Nationalsozialismus immer angespannter wurde. In Halle rückten das Alte Testament, das Hebräische und andere semitische Sprachen in den Vordergrund seines Interesses – anstößig für den Geist jener Jahre. Mit einem Thema aus der rabbinischen Literatur wurde er promoviert.
Ende 1936 ging er für knapp drei Jahre als Pfarrer („Hilfsprediger") nach Jerusalem. Die letzte Etap-

pe der Reise führte ihn mit dem Schiff von Triest nach Haifa. Die Passagiere der „Gerusalemme" des Lloyd Triestino waren zum größten Teil Juden mit dem Ziel Palästina, das damals englisches Mandatsgebiet war.

Prof. Dr. Fritz Maass bei einer Vorlesung in Deutschland
Quelle: StuDeO-Fotothek P5198

Im Blick auf die damalige Zeit schreibt Fritz Maass etwas, was dann auch für seine Shanghaier Jahre bestimmend wurde: „Was mich besonders bewegte, war die Heimatliebe der deutschen Juden. Vom unmenschlichen Antisemitismus der Nazis war schon genug bekannt; und doch hingen viele dieser entrechteten Menschen an ihrer Heimat Deutschland und fühlten sich als Deutsche; sie hatten wahrhaftig mehr Recht dazu als die Nazis, die den deutschen Namen mit Schmutz und Schande bedeckt haben."

Neben der Tätigkeit in der deutschen Evangelischen Gemeinde von Jerusalem, studierte er die Vielzahl der dortigen Kirchen und Denominationen und nahm sich Zeit, dem Judentum in dessen Heimat zu begegnen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Fritz Maass zunächst Hebräisch-Lehrer in Berlin. Beinahe vierzigjährig habilitierte er sich noch und wurde Professor für Altes Testament an der Kirchlichen Hochschule sowie an der Humboldt Universität Berlin. Im Jahre 1964 erhielt er einen Ruf auf einen Lehrstuhl an der Kieler Universität; 1968 erhielt er eine Professur in Mainz.

Neben alttestamentlichen Facharbeiten veröffentlichte Fritz Maass, zumal in seinem Ruhestand (den er in Denzlingen verbrachte), seine Gedanken über das Christentum. Seine Schriften wurden jedoch wenig wahrgenommen; zuletzt erschienen sie im Selbstverlag. Konservative Zeitkritik verband sich in seinen Schriften mit einem Plädoyer für ein liberales Christentum, das den konfessionellen Streit hinter sich gelassen hat. Die nachkonfessionelle Ausrichtung des gegenwärtigen Christentums in China erschien Fritz Maass in mancher Hinsicht als Erfüllung seiner Hoffnungen und der Ansätze, die seine Veröffentlichungen wie auch schon die kirchliche Arbeit in der deutschen Gemeinde in Shanghai während des Zweiten Weltkriegs geprägt hatten.

Als Fritz Maass aus Jerusalem nach Deutschland zurückkehrte, empfand er den Nationalsozialismus als bedrückend. So suchte er nach Wegen fortzukommen und sagte, als ihm eine Pfarrstelle in Shanghai angeboten wurde, sofort zu. Auf die Frage seiner kirchlichen Dienststelle, ob er zur Übernahme bereit sei, hat er sinngemäß geantwortet: Er würde auch auf den Mond gehen. Seine Eltern stimmten zu: lieber nach China gehen als den Heldentod erleiden.

Mit dem Schiff nach China zu reisen war ausgeschlossen; Deutschland war schon mit England im Krieg. So blieb nur die Eisenbahn. Am 1. Februar 1940 verließ der Zug den Berliner Bahnhof Friedrichstraße in Richtung Osten: durch das besetzte Polen, durch Lettland, Litauen, die Sowjetunion, Sibirien und die unter japanischer Verwaltung stehende Mandschurei.

Die Gemeinde in Shanghai war ganz und gar von Kaufleuten geprägt. Die damaligen IG-Farben, Siemens und andere große Gesellschaften hatten ihre Vertretungen in Shanghai, oft mit über hundert Mitarbeitern. Außerdem gab es da die alten deutschen Ostasienfirmen wie etwa Carlowitz, Melchers oder Siemssen. Auch das Generalkonsulat hatte sich auf das wirtschaftliche Interesse einzustellen. Einen guten Ruf besaßen die zwölfklassige Kaiser-Wilhelm-Schule (KWS) und das deutsche Paulun-Hospital. Neben den zunehmend zahlreicher werdenden Emigranten lebten damals etwa 1.600 deutsche Residenten in Shanghai.

Fritz Maass erlebte bei seiner Ankunft eine große Unkirchlichkeit unter den Deutschen. Der Zustand der Kirchengemeinde war desolat. Für ihn stand fest: damit werde er sich nicht abfinden. Bei der Gestaltung der Gottesdienste bemühte er sich – ohne billige Anpassung – um eine verständlichere Sprache. Die „Amtshandlungen" – Taufen, Trauungen und Bestattungen – boten ihm Gelegenheit, auch Fernerstehende persönlich anzusprechen. Wer die „Nachrichtenblätter" jener Zeit liest, mag staunen, wie ausführlich und persönlich, wie „gut adressiert" der neue Pfarrer sich an seine Gemeinde wandte. In der KWS hatte er zudem dem 2. bis 12. Schuljahr evangelischen Religionsunterricht zu erteilen.

Bereits in den achtziger Jahren des 19. Jahrhun-

derts hat es in Shanghai erste Versuche gegeben, eine deutsche Gemeinde ins Leben zu rufen. Der Missionar Dr. Ernst Faber hat damals die ersten Gottesdienste auf deutsch gehalten und die Gründung einer Kirchengemeinde vorbereitet. Im Jahre 1892 war es dann so weit, daß man eine Satzung beschließen konnte. Die Kirche in Shanghai – 1901 wurde sie eingeweiht – war dann die erste deutsche Gemeindekirche in Ostasien. Als Fritz Maass nach Shanghai kam, konnte er sich über eine im Westen der Stadt neuerbaute Kirche (entworfen von dem Architekten Ladislas Hudec) freuen, die acht Jahre zuvor eingeweiht worden war.

Fritz Maass gab das „Nachrichtenblatt der Deutschen Evangelischen Kirchengemeinde in Schanghai" heraus, das einen beträchtlichen Umfang hatte und monatlich, später sogar wöchentlich über die kirchliche Arbeit berichtete. Das Blatt zeugt von seinem großen Engagement. Im Jahresbericht von 1943 ist z.B. zu lesen, daß er jeden Sonntag Gottesdienst und Kindergottesdienst hielt, daß vierundzwanzig Vorträge (zumeist von Fritz Maass selbst) gehalten, ein Bibellesekreis ins Leben gerufen und eine eigene Bibliothek eröffnet wurden. Kirchenbücher der damaligen Zeit zeigen mit ihren Zahlen die Größe der Gemeinde: Sonntags kamen im Schnitt beinahe einhundert Gottesdienstbesucher, jährlich fanden durchschnittlich fünfunddreißig Taufen, zehn Trauungen, dreißig Trauerfeiern und zwanzig Einsegnungen statt.

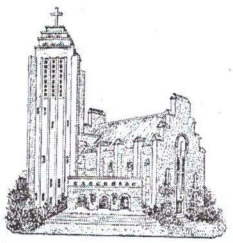
Mit der Missionsarbeit hatte der Pfarrer direkt nichts zu tun. Aber er brachte in seiner Gemeinde immer wieder China betreffende Themen zur Sprache. So referierte er etwa über den Jesuiten Schall von Bell, über den Missionar Gützlaff und die Taiping-Rebellion. Zusammen mit ehrenamtlichen Mitarbeitern (zu ihnen gehörten etwa der junge Kaufmann Ludwig Stumpf, der später in Hong Kong ein Flüchtlingshilfswerk aufbaute) unternahm es Fritz Maass, mit Veranstaltungen, Vorträgen, Jugendarbeit und Publikationen den kirchlichen Binnenraum zu verlassen. Christentum und Kultur – darum ging es ihm, und das zeigen die Themen seiner Vorträge: z.B. „Dostojewskis Romane", „Naturwissenschaft und Religion", „Luther und die deutsche Sprache", „Freiherr vom Stein und das Christentum", „Friedrich Nietzsche und sein Moralbegriff", „Religiöse Bewegungen der Gegenwart außerhalb der Kirche", „Richard Wagner und das Christentum".

Das Bemühen von Fritz Maass um Theologie und Zeitgenossenschaft zeigte manchmal fatale Züge (aus Anpassung, aus Überzeugung?) – wenn er etwa in einer Predigt 1941 vom tiefgläubigen Deutschtum, vom Kampf des deutschen Idealismus gegen den bolschewistischen Materialismus spricht. Aber die versteckte oder offene Kritik am Nationalsozialismus herrscht dann doch vor. So äußerte er sich etwa 1943 zu der Bewegung der Deutschen Christen: „Die D. C. sind heute praktisch ausgeschaltet [...] religiös betrachtet, waren sie eine Mittelgruppe zwischen entschiedenen Christen und entschiedenen Heiden. Hier ist ein Entweder-Oder nötig." Scharf kritisierte er, als die Übernahme nationalsozialistischen Gedankenguts den Höhepunkt erreicht hatte, „völkische" Religiosität in seiner Shanghaier Gemeinde und erregte damit naturgemäß heftigen Anstoß.

Aber den erregte er nicht nur damit: denn Fritz Maass kümmerte sich auch seelsorgerlich um die protestantischen Juden, die dort im Exil lebten. Die weitaus meisten der etwa 20.000 Emigranten aus Deutschland und dem einverleibten Österreich in Shanghai waren nämlich Juden. Einige der frühen Emigranten waren nicht mittellos angekommen; aber den 1939 bis 1941 Ausgereisten war von den Nazis alles Hab und Gut weggenommen worden.

1943 traf die jüdischen Emigranten ein schwerer Schlag, als die Japaner den Stadtteil Hongkew zum Ghetto bestimmten. Zugang und Ausgang kontrollierten sie streng. Trotz der Unterstützung einiger internationaler Hilfskomitees war die Not groß. Aus Verzweiflung begangene Selbstmorde waren nicht selten. Fritz Maass schreibt im Rückblick: „Das Schicksal dieser deutschen Landsleute, die irrsinnigerweise wegen ihres „Blutes" entrechtet, beraubt und verjagt worden waren, ging mir und einigen Freunden so nahe, daß wir glaubten, unser behütetes Wohlstandsdasein nicht länger ertragen zu können." Als einige hundert protestantische Christen des Viertels, getaufte Juden oder Ehefrauen jüdischer Männer, wegen der Ghetto-Situation nicht mehr zu seiner Kirche kommen konnten, begab sich Fritz Maass, begleitet von Freunden aus der Gemeinde, regelmäßig nach Hongkew und hielt dort in einem gemieteten Saal Gottesdienst. Die Beteiligung war groß; meist waren zweihundert Menschen versammelt. So entstand im Ghetto eine neue deutschsprachige evangelische Gemeinde.

Im „Nachrichtenblatt" der Gemeinde vom September 1944 steht lakonisch: „Der Vertrag zwischen P. Maass und der Kirchengemeinde ist gelöst worden, und Herr Pastor Mann hat die vorläufige Leitung des Pfarramts übernommen." Was war geschehen? Nach seiner eigenen Darstellung hatte sich Fritz Maass bereits im Frühjahr 1941 den Neuerungen widersetzt, die die Partei in der Satzung der deutschen Gemeinde vornehmen wollte. So gab es Spannungen zwischen ihm und der Ortsgruppe der NSDAP. Ein Jahr später versuchte der Ortsgruppenleiter beim Generalkonsulat ein Eingreifen ge-



Nachrichtenblatt
der
Deutschen Evangelischen Kirchengemeinde in Schanghai

Herausgegeben vom Deutschen Evangelischen Pfarramt in Schanghai
Fuer den Inhalt verantwortlich:
Pastor Lic. F. Maass, 3/2 Chang An Lu (Great Western Road)

NUMMER 38 SEPTEMBER 1944

gen die Tätigkeit von Fritz Maass zu erwirken.
Es folgten in der deutschen Kolonie Beschwerden, Konflikte und sogar Verleumdungen. An der KWS durfte er keinen Religionsunterricht mehr erteilen.

Wechsel im Pfarramt

Der Vertrag zwischen P. Maass und der Kirchengemeinde ist gelöst worden, und Herr Pastor Mann hat die vorläufige Leitung des Pfarramts übernommen.

Die vorliegende Ausgabe des Nachrichtenblattes

ist die letzte, für die P. Maass verantwortlich zeichnet. Das Blatt wurde vor mehr als drei Jahren von dem bisherigen Herausgeber begründet. Anerkennung und Dank aus dem Leserkreis lassen vermuten, dass es seinen Platz ausgefüllt hat. Denjenigen, die an der Finanzierung und Herausgabe des Blattes beteiligt waren, sei mit Matthäus 7 Vers 24 gedankt.

Am gehaltvollsten war das Blatt im letzten Jahrgang. Wir haben in einer Reihe von Aufsätzen und Vortragsberichten in programmatischer Form das Wesentliche am Christentum für die heutige Zeit zu sagen versucht. Wir glauben, dass jeder, der am geistigen Leben der Zukunft teilnehmen will, sich mit den von uns dargelegten Grundsätzen und Fragen auseinandersetzen muss. Ohne Abschiedsschmerz und Wehmut geben wir diese Arbeit auf, nachdem—wie wir glauben—das Wichtigste gesagt worden ist.

Im August 1944 kam das geradezu überfällige offizielle Schreiben des Ortgruppenleiters heraus, in dem es hieß: „Die Parteileitung kann es unter keinen Umständen zulassen, daß an der Spitze einer öffentlichen Organisation ein Mann steht, der in so gröblicher Weise gegen Gebote verstößt, die für jeden Deutschen und insbesondere für einen Deutschen in exponierter Stellung bedingungslos und vorbehaltlos einzuhalten sind. Außerdem mache ich darauf aufmerksam, daß die Deutsche Evangelische Gemeinde von der Reichsdeutschen Gemeinde subventioniert wird, also von einem Verband, der der Partei satzungsgemäß angeschlossen ist. Ich muß darauf bestehen, daß Herr Pastor Maass von seinem Posten bei der evangelischen Gemeinde zurücktritt."
Der Kirchenvorstand mißbilligte das Verhalten von Fritz Maass zwar nicht, war aber finanziell vom Wohlwollen der NSDAP abhängig. So blieb nichts anderes übrig, als den Vertrag mit Pastor Maass zu lösen. – Je nach Betrachtungsweise schon oder erst im Juli 1945 vermelden die „Nachrichten" der Gemeinde knapp: „Die pfarramtlichen Geschäfte sind wieder von Pastor Lic. Maass übernommen worden."
Die führenden Parteileute hatten auch nach Kriegsende und Hitlers Tod noch Einfluß, da Shanghai vorerst von den Japanern besetzt blieb. Doch dann führte eine Abstimmungsaktion innerhalb der Gemeinde zur Wiedereinsetzung von Fritz Maass. Von rund 600 stimmberechtigten Gemeindemitgliedern hatten 480 den Antrag zugunsten von Pastor Maass unterschrieben. Der Gesandte Martin Fischer, der die Geschäfte der Gemeinde in schwieriger Zeit geführt hatte, gab den Vorsitz ab an Albert Cortum, einen Mitstreiter von Fritz Maass. Als der am 1. Juli sein Amt wieder übernahm, wählte er als Predigttext das zum Anlaß passende Wort aus dem Hebräerbrief: „Wir sind aber nicht von denen, die da weichen."
Ende Juli 1947 nahm Fritz Maass Abschied von der Shanghaier Gemeinde und seiner Kirche, der er in schwerer Zeit gedient hatte. Er bekam eine Passage auf dem amerikanischen Truppentransporter „Marine Lynnx", der die Emigranten, die nach Deutschland und Österreich zurückkehren wollten, nach Neapel brachte.

Nachruf auf Ernst Ruck, den ersten Schatzmeister des StuDeO

Reinhard Gilster

Ich habe manche Erinnerungen an Ernst Ruck und seine Frau. Hier eine Szene, die typisch für ihn war: Als ich in den 80er Jahren als Hong Konger Auslandspfarrer Peking besuchte, lud er mich zum chinesischen Essen ein. Wir gingen in ein Restaurant, Ernst Ruck bestellte die Speisen und Getränke auf chinesisch. Die Kellnerin antwortete mit großer Freundlichkeit, ja Herzlichkeit. Mir ging auf: Es waren nicht allein seine Sprachkenntnisse. Auch in einer schlichten Alltagssituation brachte Ernst Ruck seinem Gegenüber Achtung und Aufmerksamkeit entgegen. Ich erlebte ihn immer selbstsicher, aber ohne Überlegenheitsgefühl und Selbstüberschätzung.

Im Alter hielten Ernst und Irmgard Ruck einmal bei einem Senioren-Treffen in Deutschland einen Vortrag mit dem Titel „Der Chinese als Freund, die Chinesin als Freundin". Sie begannen mit den Worten: „Es wäre eine Kapitulation vor dem Fehlverhalten unserer Väter und Mütter und ein überholtes Mißverständnis, zu glauben, daß Ost und West sich nicht verstehen können." Und am Schluß sagten sie: „In China hält der Freund dem Freund die Treue. Er läßt ihm sein „Gesicht" und wird ihn nie in Gegenwart von Fremden demaskieren! Denn das Gesicht ist etwas Heiliges, Unantastbares; besonders beim Freund. Hat er ihm etwas zu sagen, was ihm nicht paßt, dann immer nur unter vier Augen. Er hat ein untrügliches Auge für die Stimmung und die Not, in der du bist! Zieht sich sofort zurück, wenn er dir ungelegen kommt. Bietet dir spontan Hilfe an, wenn du in Not bist; und sei sie noch so klein; er tut's immer im Rahmen seiner Möglichkeiten. Darauf kannst du dich als Freundin oder Freund verlassen."

Als Kind in einer Missionarsfamilie wurde Ernst Ruck in Xinghua im Norden der Provinz Jiangsu (ca. 300 km nördlich von Shanghai) geboren. Nach einigen Jahren in Deutschland wurde er – immer getrennt von den Eltern – im Internat einer Missionarsschule in der Provinz Shandong aufgenommen. Seine berufliche Ausbildung absolvierte er bei der Firma Schmidt & Co. in Peking. Dort lernte er auch Irmgard Lisske kennen, die er 1943 heiratete. Pastor Wolfgang Müller traute das Paar in Tientsin, der Heimat der Familie Lisske. Irmgard und Ernst Ruck zogen vier Kinder groß; drei von ihnen sind in China geboren.

Spätere berufliche Stationen waren für Ernst Ruck und seine Familie – neben Deutschland – Taiwan, Monrovia/Westafrika, Australien und Neuseeland. Von 1982 bis 1985 lebten Ernst und Irmgard Ruck wieder in Peking, wo er für die Firma Otto Wolf tätig war und wo sie nach über dreißig Jahren manche alten Freunde wiedersahen. An der Neugründung der deutschen Kirchengemeinde nahmen beide großen Anteil. Weitere China-Reisen folgten bis in die 90er Jahre. Zuletzt lebte Ernst Ruck in Gütersloh.

Belegschaft der Firma Schmidt & Co Peking, 1943.
Ernst Ruck vorne 2. von links, daneben: Inge Marschall und Ernst Befort;
2. Reihe Mitte: Wilhelm Maeker
Quelle: StuDeO-Fotothek P4222

Ernst Ruck, der Freund der Chinesen, starb am 12. Oktober 2005 mit 83 Jahren, knapp fünf Monate nach seiner Frau Irmgard.

Der StuDeO-Vorstand denkt dankbar an Ernst Rucks Engagement als erster Schatzmeister des Studienwerks von 1992 bis 1995.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

40 Jahre Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache in Hongkong. Selbstverlag 2005, 156 S.
Der prächtige Jubiläumsband zum vierzigjährigen Bestehen der Gemeinde enthält Aufsätze von Dr. Bert Becker zur Geschichte der Gründung im Jahre 1965 und zu den deutschen und Schweizer Protestanten in der Zeit von 1844 bis 1944 sowie ein biographisches Verzeichnis. Rückblicke und Erinnerungen der Pfarrer und Vorsitzenden des Gemeindekirchenrates lassen die vier Jahrzehnte in Hongkong lebendig werden. Zu nennen wären da etwa die Berichte der Pfarrer Reinhard Gilster (1984-1994) und Dieter Schinke (1994-1999) sowie die des Pfarrerehepaares Cornelie Ayasse und Christoph Hildebrand-Ayasse (1999-2005).
Zu beziehen gegen eine Spende von mindestens € 15 an die Gemeinde zzgl. Versandkosten: € 14,00 per Luftpost, € 7,00 per Seefracht. Bankverbindung wird Interessenten genannt. Bestellungen per E-Mail an **egdshk@netvigator.com** oder per Fax: 00852-2873-2359.

Bürklin, Werner: Jesus Never Left China. The Rest of the Story. The Untold Story of the Church in China now Exposed. Pleasant Word. A division of Winepress Publ. 2005, 296 S. ISBN 1-4141-0391-3.
Werner Bürklin, als Sohn eines deutschen Missionars in der Provinz Jiangxi geboren und in China aufgewachsen, reiste in den letzten fünfundzwanzig Jahren fünfundsiebzigmal nach China. Er ist ebenfalls Missionar und als Evangelist, Lehrer und Schriftsteller tätig. 1989 gründete er in den USA *China Partner* als Hilfsorganisation für religiöse Belange in China – € 20,00.
Bezugsadressen: Tel. 001-877-421 READ (7323) oder **www.amazon.com**, siehe auch: **www.pleasantword.com**.

Graichen, Gisela / Gründer, Horst: Deutsche Kolonien. Traum und Trauma. Berlin: Ullstein Buchverlage 2005, 480 S. ISBN 3-550-07637-1. – € 22,00.
Das Buch zur Fernsehserie bietet eine leicht verständliche und dennoch wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung des Deutschen Kolonialismus von seinen Anfängen (1884 Erwerb der ersten Kolonie) bis zum Verlust aller Kolonien nach dem Ersten Weltkrieg. Zwei der fünfzehn Kapitel widmen sich den Gebieten, die zur Interessenssphäre des StuDeO zählen, nämlich „Deutsch-Neuguinea und Deutsch-Samao" sowie „Ein Schaufenster in Ostasien – Kiautschou".

Hallo, Ruth: John Rabe und seine Rezeption in China. Aachen: Shaker Verlag 2002, 77 S. ISBN 3-8322-0182-3. – € 24,80.
Als Grundlage für dieses schmale Buch diente der Verfasserin, die an der Universität Nürnberg-Erlangen Sinologie studiert hat, ihre Magisterarbeit. Der Name John Rabe ist ihr zum ersten Mal 1997 in Nanjing während eines einjährigen Studienaufenthalts dort begegnet. Für ihre Arbeit benutzte sie zahlreiche chinesische Quellen. Ihre Themen sind der geschichtliche Hintergrund, als die Japaner 1937 Nanking besetzten, das Massaker an der Zivilbevölkerung und John Rabe als Mensch, Parteimitglied und Retter, was sie schwerpunktmäßig aus chinesischer Sicht beleuchtet.

Humburg, Martin / Bonatz, Dominik / Veitmann, Claus (Hrsg.): Im „Land der Menschen". Der Missionar und Maler Eduard Fries und die Insel Nias. Bielefeld: Verlag für Religionsgeschichte 2003, 128 S., reich illustriert. ISBN 3-89534-493-1. – € 19,00.
Die Herausgeber machen uns vertraut mit Eduard Fries, der seit 1903 auf der Insel Nias vor der Westküste Sumatras als Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft wirkte. Er lebte dort mit seiner Familie siebzehn Jahre lang. Den Prozeß seiner Annäherung an die ihm zunächst fremde Welt hat er selbst dokumentiert, indem er gemalt und gezeichnet und in Hunderten von Privat- und Rundbriefen ausführlich in die Heimat berichtet hat.
Die acht Kapitel des eindrucksvollen Buches ermöglichen einen Blick in seine Biographie, bewerten auf ausgewogene Weise seine Tätigkeit als Künstler und Kartograph einerseits und seine eigentlichen Aufgabe als Missionar andrerseits, beschreiben die Geschichte und die Mythen der Insel und wie das Aufeinandertreffen der Kulturen sich vollzog.

Kaminski, Gerd: Der Pinsel hinterläßt Spuren. Das Vermächtnis von Emma Bormann. Wien: Berichte des Österreichischen Institutes für China-

und Südostasienforschung Nr. 49, 2006, 94 S. ISBN 3-9500567-7-7. – € 15,00.
Der anläßlich der Emma Bormann-Ausstellung in Wien erschienene reich illustrierte Band beschreibt eindrucksvoll Leben, Werk und Persönlichkeit der Künstlerin (siehe auch Inga Strebs Beitrag im StuDeO-Heft Dezember 2005, S. 7-12).

Power, Brian: The Ford of Heaven. A Childhood in Tianjin, China. Oxford: Signal Books 2005, 216 S. ISBN 1-904955-01-0. – £ 12,99.
Erweiterte Neuauflage der 1984 erschienenen unterhaltsamen Erinnerungen von Brian Power an Tientsin, wo er 1918 in eine turbulente Zeit hineingeboren wurde und bis 1936 lebte. Seiner ihn liebevoll umsorgenden chinesischen Amah Y Jieh verdankt er seine frühesten Erfahrungen, sie lehrte ihn die chinesische Sprache und brachte ihm die Märchen und Geistergeschichten ihres Volkes nahe. – Zwei der neu eingebrachten Abbildungen stammen aus der StuDeO-Fotothek: S. 36 und S. 125.
Bezugsadressen: Signal Books Ltd., 36 Minister Road, Oxford OX4 1LY, England, Tel./Fax 0044-(0)- 1865-724856, **www.signalbooks.co.uk,**
E-Mail: **james@signalbooks.co.uk**

Walravens, Hartmut (Hrsg.): W. A. Unkrig (1883-1956). Korrespondenz mit Herbert Franke und Sven Hedin. Briefwechsel über Tibet, die Mongolei und China. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2003, 203 S. ISBN 3-447-04774-7. – € 49,80.
Wilhelm Alexander Unkrig, dem Theologen, Lamaismusforscher, Kenner der tibetischen Medizin, Mongolisten und Tibetologen war als nicht akademisch Gebildetem die Universitätslaufbahn versperrt. So verlegte er sich auf wissenschaftliche Zuarbeit.
Seine Kontakte mit Sven Hedin fallen in die Zeit, als Erwin Rousselle ihn als Bibliothekar und Hilfskraft an das Frankfurter Deutschland-Institut holte. Der später so bedeutende Münchner Orientalist Herbert Franke (geb. 1914) gehörte zu Unkrigs Schülern und Freunden. Unkrig zeichnete große Genauigkeit aus, und das sowohl in seiner Arbeit wie auch im Privaten. Daher informieren seine Briefe anschaulich über die wissenschaftliche, soziale und politische Situation seiner Zeit.

Walravens, Hartmut / Bieg, Lutz (Hrsg.): Li T'ai-po. Gesammelte Gedichte, Teil 2. Übersetzt von Erwin Ritter von Zach. Bücher XVI bis XXV und XXX der chinesischen Gesamtausgabe in deutscher Fassung, ursprünglich erschienen in *Die deutsche Wacht*, Batavia. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005, 253 S. ISBN 3-447-05158-2. – € 68,00.
Der chinesische Dichter Li T'ai-po lebte von 701 bis 762. Im Kapitel „Vorbemerkung" begründet Walravens, wie es zu der Erstveröffentlichung der Übersetzungen in Batavia kam (1930-1932): „Erwin von Zach (1872-1942) war im österreich-ungarischen auswärtigen Dienst tätig und arbeitete nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns für den niederländischen Belastings-Accountingsdienst in Batavia. Seine umfangreiche sinologische Wirksamkeit war also gewissermaßen sein „Hobby". Als streitbarer und kompromißloser Kritiker machte er sich manche europäische Sinologen zu Feinden. [...] Dies führte dazu, daß er kaum noch in Europa publizieren konnte. Auch die politische Entwicklung stand im Wege. [...] So darf es als Glücksfall angesehen werden, daß *Die deutsche Wacht*, das völlig anspruchslose Organ der deutschen Kolonie in Batavia, sich bereit fand, umfängliche Arbeiten des „sinologischen Mitarbeiters" (Übersetzungen und Rezensionen) abzudrukken. Wie die Leser reagierten, ist nicht überliefert."

Walravens, Hartmut (Hrsg.): Erwin Ritter von Zach (1872-1942). Gesammelte Rezensionen. Chinesische Geschichte, Religion und Philosophie in der Kritik. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005, 169 S. ISBN 3-447-05201-5. – € 48,00.
Die meisten der hier abgedruckten Besprechungen stammen – wie die oben angezeigte Übersetzung von Gedichten – aus der Zeitschrift „Die deutsche Wacht", Batavia (1926-1933). Zachs Rezensionen sind direkt und kompromißlos, aber konstruktiv: Ihr besonderer Wert liegt in der Fülle von Berichtigungen, der Erläuterung grammatikalischer und lexikalischer Details, der Darstellung wichtiger Prinzipien zur Übersetzung aus dem Chinesischen und zur Angabe der chinesischen Zeichen. Achilles Fang, der 1995 verstorbene exzellente Sinologe, der – in dieser Hinsicht Zach ähnlich – direkte Kritik liebte, fand nur wenige westliche Sinologen, die seinen kritischen Maßstäben standhielten. Erwin Ritter von Zach zählte aber zu denen, die er besonders schätzte.

Vermischtes

Zuschriften

Dagmar Denklau, Münster, erinnert sich an ihre Kindheit in Funatsu/Japan: Der Bericht über die Besteigung des Fuji und das Titelbild der April-Ausgabe haben mich an die schöne Zeit erinnert, die wir in Japan am Kawaguchi-See verbrachten. Damals gehörte der Anblick des Fuji zu unserem täglichen Leben.

Ich kam mit meiner Mutter 1941 aus Niederländisch-Indien nach Japan. Im Frühjahr 1944, als ich knapp vier Jahre alt war, zogen wir zusammen mit anderen Frauen und Kindern nach Funatsu, in ein Hotel am Kawaguchi-See. Ich besuchte dort den Kindergarten und später die 1. Klasse bei Schwester Elisabeth Illerhues. Der Unterricht fand im Hotel statt.

Der Kindergarten und die 1.Klasse mit Schwester Elisabeth Illerhues in Funatsu, 1945. Sitzend von links: Erika Fikus, Dagmar Gätke, Martin Segerling, Helmut Damschen, Gabi Freitag, Dagmar Denklau, Karli Steck, ... Freitag, Hildegard Fikus. Stehend von links: Ingrid Paulsen, ? , Albert-Otto Brücke, Dorothe ..., ? , Elinor Speiser, Dorli Stabe, Gretchen Weber, Helmut Hoffmann, Sieglinde Steck, Joachim Gätke
Quelle: StuDeO-Fotothek P5709

Das Hotelgrundstück bot uns Kindern ideale Möglichkeiten zum Spielen. Von dort hatte man einen schönen Blick auf den Fuji. Links neben dem Eingang lag die Küche, in der unsere Mütter abwechselnd arbeiteten. Daneben wohnte Oji-san *(„alter Herr" oder, je nach Dehnung des i, „Onkel" bzw. „Großvater")* mit seiner Frau. Er war stets unauffällig gegenwärtig.

Hinter dem Hotel säumten Lavafelsen das Seeufer. Dazwischen befand sich ein kleiner Badestrand, der im Sommer reichlich genutzt wurde. Eine Zeitlang angelten wir von den Felsen herunter. Wo wir saßen, befand sich ein rund 50 cm breiter Felsspalt, in dem in etwa 3 m Tiefe das Wasser gurgelte. Mutigen machte es Spaß, darüber hinweg zu springen.

Schräg gegenüber dem Hoteleingang lag etwas erhöht ein Schrein mit einem großen, von hohen Baumkronen beschatteten Platz. Während meiner Kindergartenzeit gingen wir manchmal mit Schwester Elisabeth dorthin, um „Häschen in der Grube" und andere Spiele zu spielen. Wir durften dort aber keinen Lärm machen und hielten uns auch daran.

Im Sommer machten wir oft kleine Ausflüge, etwa an das gegenüberliegende Seeufer. Dort war ein kleiner Tunnel die Attraktion. Nicht weit dahinter stieg eine Straße steil bergan, so daß Lastwagen, die hinauffuhren, ordentlich ächzten. Das war der Weg nach Kofu.

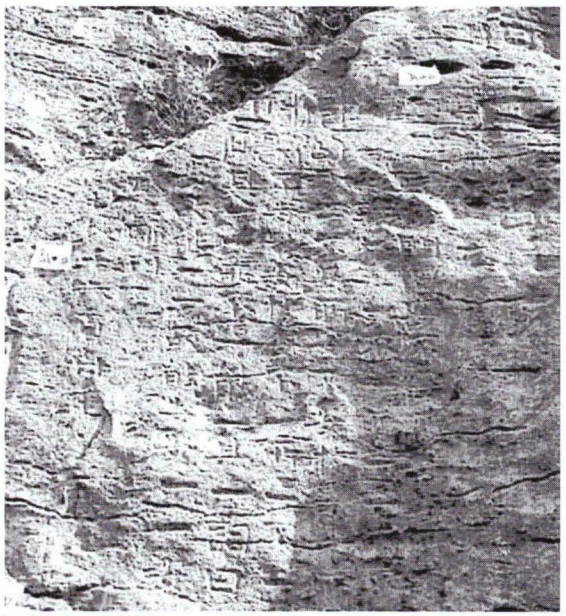
Schwester Elisabeth zeigte uns einmal eine Gedenkstätte für Pferde. An der Außenwand eines kleinen Häuschens hingen Bilder von Pferden, die verehrt wurden. Ein anderes Mal durften wir bei einem Bauern neugeborene Ferkel ansehen. Wir mußten uns leise verhalten und durften nur in kleinen Gruppen über die Stallwand sehen. Auf dem Heimweg wurden wir von einem Fliegeralarm überrascht. Wir suchten Schutz bei Japanern und durften uns unter ein vorspringendes Dach stellen.

Nach Kriegsende kauften unsere Mütter uns einmal kleine Spielzeugautos. Ein weißer Jeep war der Star. Nahe dem Eingang zum Hotelgrundstück bauten wir auf sandigem Boden eine Landschaft, in der die Autos herumfahren konnten. Es machte großen Spaß. Das Glück dauerte aber nur wenige Tage. Dann hatten japanische Jungen, die uns vorher schon mit finsteren Mienen beobachtet hatten, die Anlage zerstört.
Einmal beobachtete ich einen Umzug, bei dem Männer in historischen Kostümen bei rhythmischem Singsang eine Tempellade umhertrugen. Als er in der Nähe des Schreins endete, kamen wir näher heran. Ein Mann trug eine große, bunt bemalte Maske. Als ich ihn ehrfürchtig ansah, sagte er plötzlich zu einem Jungen: „Guten Tag, Martin." Der erwiderte den Gruß ganz gelassen, was mich doch etwas wunderte. Es stellte sich heraus, daß es der Friseur war, der ins Hotel kam, um uns die Haare zu schneiden.
Wir lernten auch amerikanische Soldaten kennen. Sie tauchten manchmal auf, durften aber das Hotelgrundstück nicht betreten. Wir Kinder gingen dann zu ihnen hinaus. Sie schenkten uns Süßigkeiten, und die älteren von uns versuchten, sich mit ihnen zu unterhalten. Einmal fuhren sie sogar mit uns in die Berge und luden uns zu einem Picknick ein.
Im August 1947 wurden wir repatriiert. Ich erinnere mich noch genau daran, wie der Bus vom Kawaguchi-See weg in den Ort einbog, um uns nach Yokohama zur „General Black" zu bringen.

Pfarrer Gerold Heinke, Peking, läßt uns am Leben der ganzen Familie teilnehmen: Es gab viele Höhepunkte für unsere Familie im letzten Jahr. Zu nennen sind vor allem: im April meine Reise zur Pfarrkonferenz in Sydney, Australien; die Konfirmation unseres Sohnes Albrecht (15); ein Vater-Sohn-Projekt: Fahrradtour über 1.000 km von Peking nach Xian im August; gleichzeitig eine Bahntour meiner Frau mit unserer jüngeren Tochter Natalie (9) nach Chengdu, Provinz Sichuan; meiner Frau Tibetreise mit unserer älteren Tochter Theresa (20) im September; Konzerte der Schulband beim Europäischen Kulturfestival in Peking; der 76. Geburtstag meiner Mutter, den wir hier mit ihr begingen. – Kurz: Uns wird nicht langweilig. Doch nun zu den einzelnen Familienmitgliedern.
Meine Frau hat seit Herbst einen neuen Arbeitsvertrag bei der SOS-Klinik. Nachdem es erst 12, dann 24 Wochenstunden waren, ist jetzt eine volle Stelle daraus geworden. Und da es schon vorher ein unbefristeter Vertrag war, ist die Freude natürlich groß, daß auch sie sich in Ihrem Beruf weiter entfalten kann. Sie bleibt zudem Medical Director bei BMW in Shenyang/Mukden und hat eine eigene Sprechstunde in der VW-Zentrale hier in Peking. Damit stehen auch weiterhin große Aufgaben und entsprechende Leistungen für sie auf der Tagesordnung. Das ist aber gerade das Reizvolle an einem Aufenthalt in China: die Herausforderungen, die es anzunehmen und zu bewältigen gilt, nehmen kein Ende!
Theresa studiert eifrig und erfolgreich in Heidelberg. Albrecht trainiert weiterhin Kungfu, übt Schlagzeug und spielt mit seinen Klassenkameraden im Internet entsprechende Spiele. Er besucht nach wie vor den gymnasialen Zweig der Deutschen Schule. 1.000 km auf dem Fahrrad durch China: das war ein gewaltiges Vorhaben, das er bewußt auf sich genommen und trotz mannigfacher Härten bravourös durchgezogen hat. Natalie nimmt Klavierunterricht bei einer Professorin des Pekinger Zentralkonservatoriums, wodurch sie prächtig vorankommt. Außerdem singt sie sehr gern und bereitet sich auf den Eintritt in die Schulband vor. Deren alte Titel hat sie jedenfalls schon drauf ...
Seit Albrechts Konfirmation lebt nun meine Mutter auf Dauer bei uns. Sie hat sich eingelebt und hat einen festen Aufgabenbereich sowie einen regelmäßigen Tagesablauf. Im Bibelkreis unserer Gemeinde ist sie zu einer aktiven Teilnehmerin geworden und hat guten Kontakt zu den Gemeindegliedern gefunden. Durch Einladungen und geschenkte Konzertkarten konnte sie auch schon etwas am Kulturleben der Stadt Peking teilhaben. So waren wir gemeinsam in einem Konzert des mexikanischen staatlichen Sinfonieorchesters, in einer Aufführung des „Messias" von Händel und zu einem Open Air Popkonzert, das in unserem Stadtviertel stattfand.
Auch für mich gab es im vergangenen Jahr viele neue und interessante wie anspruchsvolle Aufgaben. Das begann mit der Einladung, in einer chinesischen Gemeinde beim Jugendgottesdienst Gitarre zu spielen und zu singen. Das Neue daran war, daß ich nicht mehr als Religionslehrer an der deutschen Botschaftsschule vorgestellt wurde, sondern als der Pfarrer der Deutschen in Peking. Damit wurde ein wichtiger Schritt zur (inoffiziellen) Anerkennung der Gemeinde getan. Die Herausforderungen setzten sich fort, als ich eine Einladung bekam, am Pekinger Theologischen Seminar Vorlesungen für Examenskandidaten zu halten. Ich habe sie gern angenommen und damit für die deutschsprachige Gemeinde einen weiteren Schritt hin zur Verwur-

zelung in der chinesischen Gesellschaft getan.
Auch musikalisch gab es auch für mich Neues zu bewältigen. Die Schulband war inzwischen in Peking zu einer lokalen Größe geworden, und wir bekamen beständig Einladungen, in Konzerten aufzutreten. Im September durften wir sogar die Bundesrepublik Deutschland beim europäischen Kulturfestival in Peking vertreten. Das war eine tolle Erfahrung.
Die größte Aufgabe, die ich mir stellte, bestand jedoch in dem Versuch, ganz offiziell in einer chinesischen Kirche einen deutschsprachigen Gottesdienst, und zwar nach Einholung sämtlicher offizieller Genehmigungen, zu halten. Da wir Ende September das Gemeinde-Jubiläum gefeiert hatten, verlegten wir das Erntedankfest auf den 23. Oktober und fragten beim Beijing Christian Council an, ob wir an diesem Tag die neuerbaute Seminarkirche für einen Gottesdienst nutzen dürften. Nach vielen E-Mails und Telefonaten bekamen wir von der Religionsbehörde über den Christian Council tatsächlich die Genehmigung für diesen Gottesdienst. So hielten wir bei schönem Herbstwetter zum ersten Mal als deutschsprachige Gemeinde einen Gottesdienst (mit anschließendem Picknick) in einer chinesischen Kirche.
Bei der besagten Kirche auf dem Campus des Theologischen Seminars handelt es sich um einen originalgetreuen Nachbau einer Kirche, die im Stadtzentrum von Peking gestanden hat und im Laufe der Geschichte der Volksrepublik abgerissen worden war.
Ihre Orgel wurde übrigens von dem deutschen Orgelbauer Wolfgang Oberlinger aus Windesheim, Rheinland-Pfalz, geliefert (2004). Zuvor hatte er schon 1999 eine Orgel für den staatlichen Rundfunksender CNR gebaut. Eine weitere Orgel aus seiner Werkstatt, und zwar die für die Immanuel-Kirche im Chao-yang-Bezirk im Osten Pekings wurde am 17. Dezember 2005 eingeweiht. Das ist ein Gotteshaus der offiziellen chinesischen Kirche. Allerdings verfolgen wir neuerdings den Versuch, uns genehmigen zu lassen, es gelegentlich als Raum für deutschsprachige Gottesdienste zu nutzen. Da ist aber das letzte Wort noch nicht gesprochen, weil unsere Gemeinde ja nicht registriert ist. Daher müssen wir alle unsere Gottesdienste, die in vierzehntägigem Rhythmus stattfinden, im Mehrzwecksaal der Deutschen Botschaft halten.
Oberlinger plant übrigens eine vierte Orgel in Peking, und zwar für die Fengtai-Kirche im Südwesten der Stadt. Die Finanzierung ist aber überhaupt noch nicht gesichert. Deshalb hat er vorgeschlagen, innerhalb der Landeskirchen in Deutschland einen Spendenaufruf zu starten. Die einzige, die dankenswerterweise schon etwas in dieser Richtung unternommen hat, ist bislang die Sächsische Landeskirche.

Horst Rosatzin, Basel, teilt Erfreuliches mit: Der BALZAN Preis, mit einer Million Schweizer Franken dotiert, ist im vergangenen November in Bern dem Heidelberger Kunsthistoriker Prof. Dr. Lothar Ledderose verliehen worden. Damit haben seine schon seit Jahren laufenden Forschungen über Kunst in China und Japan eine würdige Anerkennung gefunden.
Für uns vielleicht besonders erfahrungsnah sind seine Entdeckungen der buddhistischen Felseninschriften in Shandong in der Nähe des Tai Shan. Einige von uns sind schon um 1940 in diese wilde Berglandschaft mit Wolfgang Müller aufgestiegen. Was wir jedoch nicht wußten, ist die Tatsache, daß dort in der Nähe seit der Qi Dynastie, also seit der Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, Schriftzeichen in den gewachsenen Fels ganzer Steilhänge im Format von bis zu 4 x 4 m gemeißelt wurden. Diese Schriftenwände hat ein Schäfer zufällig entdeckt, der vor einigen Jahren in jener unwegsamen Gegend seine Schafe hütete. Im



Frühjahr 2004 wurden dann, gemeinsam mit chinesischen Forschern, jene neuerdings entdeckten vierzig Felseninschriften untersucht und entziffert.

Kantor Dietrich Schmidt, Seeheim, berichtet: Die Deutsche Gemeinde Tokyo/Yokohama feierte im Jahre 2005 ihr 120jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß fanden verschiedene Feierlichkeiten in Tokyo statt, darunter am 23. Oktober in der dortigen Kreuzkirche das Konzert des „Heimatchores der Tokyo Kantorei", den ich nach meiner Rückkehr aus Japan im Jahr 1972 gegründet habe.
Ehemalige Mitglieder des Kirchenchores der „Deutschen Gemeinde Tokyo/Yokohama", den ich im Jahre 1956 ins Leben gerufen habe, treffen sich mit ihren Familien zum jährlichen Pfingsttreffen auf der Ebernburg bei Bad Münster am Stein, studieren Chorgesänge ein und singen zum Pfingstgottesdienst in der Kirche der Gemeinde Ebernburg. Zu diesen Treffen finden sich regelmäßig mehr als einhundert Sänger und Sängerinnen, ehemalige Chormitglieder und Familienangehörige, zusammen.
Fünfzig Mitglieder des „Heimatchores" hatten sich für die Reise nach Japan entschlossen. Am 15. Oktober flogen wir zunächst nach Kyoto, besuchten die Schönheiten dieser Stadt und bereiteten uns in einem Probenraum des Goethe-Instituts auf den Auftritt in Tokyo vor.
Eine Tagesfahrt führte uns nach Bando, wo wir das Deutsche Haus im ehemaligen Gefangenenlager der deutschen Kriegsgefangenen aus Tsingtau besuchten. Vielen Lesern der StuDeO-Hefte ist die Anlage sicher bekannt. –
Am 21. Oktober ging es weiter nach Tokyo. Dort probten wir zunächst mit der Organistin Mochida und einem kleinen Orchester für das Konzert, bei dem auch die Kantorei der „Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache Tokyo/Yokohama" unter ihrem neuen Leiter, Herrn Lebensted, auftrat. Nach einem anspruchsvollen Programm des Heimatchores mit Kantaten und Solowerken beschlossen der Heimatchor gemeinsam mit der Kantorei das Konzert mit dem Chorsatz „Ehre und Preis" aus dem Magnificat von Johann Sebastian Bach.
Einige Tage darauf fuhren wir nach Kazo im Saitama-ken und besuchte dort das große Waisenkinder- und Altenheim „Ai no Izumi", das von der deutschen Missionarin Gertrud Kücklich nach dem Krieg gegründet wurde. Zuerst sang der Chor für die Bewohner zweier Alten- und Pflegeheime, und danach fand ein Konzert in der neuerrichteten Kirche der Anlage statt, die heute von Pfarrer Morita und seiner Frau geleitet wird.
Die engen Kontakte des Heimatchores mit der deutschen Gemeinde Tokyo und dem Heim „Ai no Izumi" wurden durch diese Reise neu belebt und gefestigt, damit sie auch in Zukunft erhalten bleiben.

Elisabeth Suter-Pressler, Onnens/Schweiz, ergänzt mit weiteren Einzelheiten auf willkommene Weise den Beitrag von Inge Huetter (siehe StuDeO-Heft Dezember 2005, S. 21-24):
Im Lager Kiangwan gab es auch eine ansehnliche Kinderschar, die mit ihren Eltern dort etwa neun Monate zubringen mußte und voller Tatendrang war. Sie gehörten natürlich noch nicht ins Küchen-Team, aber dort eingesetzt wurden sie schon. Sie mußten meistens das Essen und das heiße Wasser, etwa für den Tee oder den Abwasch, aus der Küche holen. Viele haben sich dabei verbrannt. So auch ich, damals zehnjährig, mit dem heißen Tee übern Bauch beim Abstellen der Kanne auf dem Absatz des Treppengeländers. Das Ziegen- und Gänsehüten, immer zu zweit und mit Stöcken bewaffnet zum Schutz gegen herumstreunende, verwilderte Hunde, gehörte auch zu den Aufgaben von uns Kindern.
Jeder, ob Mann oder Frau, mußte im Camp irgendeine Aufgabe übernehmen. Den improvisierten Unterricht erteilte Herr Weis. Wir saßen alle, d.h. alle Jahrgänge, zusammen in einem Klassenraum. Ich erinnere mich noch genau: Diktate gab es immer einheitlich für alle zugleich. Die Älteren von uns kamen einigermaßen durch, die Jüngeren machten bis zu dreißig Fehler. Mein Vater war entsetzt. Die Rechenaufgaben aber paßte Herr Weis wohl den verschiedenen Altersgruppen an.
Ein paar Jungs bauten ein Floß und schipperten damit auf dem Fluß herum, der als Grenze des Camp-Geländes galt. Wir Mädchen entdeckten unter anderem die Rhönräder. Ich glaube, es waren vier Stück, alt und ein wenig rostig. Die beiden Töchter der Familie Fölster fanden heraus, daß man die Geräte sehr gut zu zweit, aber auch zu viert benutzen konnte, um dann mit beachtlicher Geschwindigkeit über den ehemaligen Sportplatz zu rollen. Ich war eifrig mit dabei. Allerdings mußte man aufpassen, daß die Hände, die Finger und die Füße nicht gequetscht wurden.
Mit Begeisterung gingen wir auch auf Entdekkungstour. Dabei drangen wir in ein verschlossenes Gebäude ein, wo früher Biologie, Chemie, Physik unterrichtet wurde. Wir klauten bunte Kreide und bestaunten allerlei in Alkohol eingelegte Präparate in Gläsern. Dort in dem recht dunklen Raum spielten wir auch des öfteren Mörder und Gendarm.
Zum Weihnachtsfest hat mein Vater, Albert Press-

ler, mit dem Musiklehrer und einer Kinderschar ein gesungenes Krippenspiel einstudiert. Was die Proben anbetraf, ging er wie der Rattenfänger zu Hameln akkordeonspielend durch die Korridore und sammelte so die Kinder ein. Mit Erfolg. Wenn ich mich recht entsinne, ging das Singspiel ganz gut über die Bühne. Wir hatten sogar einen Tannenbaum, der in der Mitte des Engelkreises stand. Trotz des Bemühens, eine Weihnachtsstimmung aufkommen zu lassen, waren meine Eltern bedrückt, verständlich angesichts der ungewissen Zukunft. „Was soll aus uns werden", eine Frage, die sich viele andere Lagerinsassen wohl auch stellten.
Vielleicht erklärt sich daraus auch, daß es zwei Selbstmordversuche gab und es beim täglichen Gemüseputzen oft sehr hitzig zuging und manche Frauen schon mal mit dem Messer aufeinander losgingen.
Das Wohnen auf gedrängtem Raum war alles andere als angenehm. Nur durch dünne Vorhänge getrennt, hörte man von nebenan mehr, als einem recht war. Wir hatten zum einen ruhige, diskrete Leute als Nachbarn, aber zum anderen auch eine lärmige Familie mit vier Kindern im selben Raum. Dazu kam die nächtliche Moskitoplage. Wir hatten große Mühe, uns vor den Biestern zu schützen. Immerhin bekam jede Familie einmal pro Woche im Bereich der Küche eine Badewanne voll heißem Wasser, was wir sehr schätzten.

Wriedt Wetzel, Sulzbach, berichtet geradezu bewegt: Ich habe kürzlich mit Margret Wyler in den USA telefoniert. Sie hat sich sehr über meinen Anruf und darüber gefreut, daß sich nach sechzig Jahren noch jemand an ihren Mann erinnert. Sie ist nämlich die Witwe des im Alter von 82 Jahren am 21. Dezember 1999 verstorbenen Dr. Glenn H. Wyler, der bei unserer Repatriierung als Schiffsarzt auf der „Marine Robin" Dienst tat. Die „Marine Robin" hat damals, im Jahre 1946, bekanntlich viele von uns China-Deutschen, darunter auch mich, nach Bremerhaven verfrachtet.
Dr. Wyler hat seine Frau, die inzwischen 87 Jahre alt ist, 1950 kennengelernt und 1956 geheiratet. Sie war Krankenschwester gewesen und traf Mr. Wyhler "in a hospital situation", wie sie mir daraufhin schrieb. Ihr Mann, erzählte sie mir, habe noch oft und auch Jahre danach noch, und zwar sehr positiv von dem Transport der deutschen Gefangenen von China nach Bremerhaven berichtet. Diese Reise müsse in den Augen der Besatzung etwas Besonderes gewesen sein. Seiner Schilderung zufolge seien die deutschen Gefangenen überhaupt nicht „die Nazis" gewesen, die man erwartet habe.
Ich habe ihr daraufhin erzählt, daß auch wir Deutschen aus China uns oft an die Überfahrt auf der „Marine Robin" erinnern und daß dies auch immer wieder ein wichtiges Thema bei den diversen Zusammenkünften der China-Deutschen sei, insbesondere beim alljährlichen Hüttentreffen. Sie war sehr erstaunt, daß es solche Treffen immer noch gibt und daß ein so enger Zusammenhalt besteht. Den Kontakt mit ihr werde ich aufrecht erhalten. – Mrs. Wyler läßt sehr herzlich grüßen.

Suchanzeige

Wer weiß etwas über den Verbleib vom Lisa Wong? „She was a very sweet girl", so in einer Zuschrift. Lisa Wong ging auf die KWS in Shanghai (siehe Foto aus dem Jahre 1942 im StuDeO-Heft Dezember 2005, S. 34 links). Auskünfte und Hinweise bitte an Renate Jährling, Eichenau

---

Bitte um Hinweise

Nadu, die Tochter eines deutschen Plantagenbesitzers in Indonesien, wurde während des Ersten Weltkriegs mit anderen zusammen auf der Insel Pulau Ubin im Nordosten vor Singapur interniert. Sie brach aus dem Lager aus, kam aber auf der Flucht, von einem Steilfelsen stürzend, zu Tode. Ihr zu Ehren wurde ein Schrein errichtet, auf dessen Altar Opfergaben entrichtet werden und an dem um Beistand gefleht wird. Nadu wird wie eine Heilige verehrt. – Über den Hintergrund des Geschehens werden jetzt Nachforschungen angestellt. Hinweise bitte an Renate Jährling, Eichenau

Allerlei

Die **Emma Bormann-Ausstellung** in Wien wurde am 23. Januar 2006 mit Ansprachen von Bundespräsident Dr. Heinz Fischer und einem einführenden Vortrag von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Gerd Kaminski im Beisein erfreulich vieler interessierter Besucher eröffnet.
Das Foto, aufgenommen während der Eröffnung, zeigt Uta Schreck (links), die Tochter der Künstlerin, und Dr. Inga Streb, die Verfasserin des Beitrags über Emma Bormann im StuDeO-Heft Dezember 2005, S. 7-12.
Auf den nächsten Mittag lud Uta Schreck in das japanische Restaurant ihres Sohnes Gernot ein. Es trägt den hübschen Namen „Honobono" (zu deutsch etwa: „Dämmerung" oder auch „Morgenröte") und ist mit großflächigen japanischen Comic-Bildern geschmückt. So trafen sich da die StuDeO-Mitglieder Eva Bodenstein, Barbara Borkowetz, Heinz Eggeling (er war gerade eingetreten), *** , Dr. Georg-Ludwig Heise, Renate Jährling, Karl-Heinz Ludwig, Norbert und Maria Petz, Uta Schreck sowie Dr. Inga Streb und saßen noch lange bei schmackhaften Speisen und in angeregtem Gedankenaustausch beisammen.

Vom 21. bis 23. September 2006 findet in Berlin die **Internationale Tagung „From Distant Tales – Archaeology and Ethnohistory of Sumatra"** statt. Veranstalter sind Prof. Dr. Dominik Bonatz und sein Institut für Vorderasiatische Archäologie der Freien Universität Berlin. Die interdisziplinäre Tagung behandelt die Geschichte und Kultur des Hochlandes von Sumatra in einer vergleichenden Perspektive. Im Mittelpunkt steht der Festvortrag von Prof. Dr. Anthony Reid über die Geschichte der Batak am 22. September um 18 Uhr im Dahlemer Museum.
Um Anmeldungen wird gebeten. Für nähere Informationen stehen gern zur Verfügung: Dr. Mai Lin Tjao-Bonatz und Prof. Dr. Dominik Bonatz

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

---

Das japanische Fernsehen NHK bereitet einen **Kinofilm über das japanische Kriegsgefangenenlager Bando** aus dem Ersten Weltkrieg vor. In diesem 1917 fertiggestellten Musterlager waren bis Anfang 1920 1.000 von den etwa 5.000 deutschen und österreichischen „Tsingtau-Kämpfern" untergebracht, die nach der Einnahme Tsingtaus (Kapitulation am 7. November 1914) in japanische Gefangenschaft geraten waren. Für den Film mit mehr als tausend Darstellern sind aus Deutschland nur sieben Schauspieler engagiert worden, darunter Bruno Ganz in der Rolle eines Hauptmanns. Der Film soll im Juni dieses Jahres in deutsche Kinos kommen.
Weitere Informationen unter: www.oag.jp.

Das StuDeO bemüht sich um die **Besorgung der nachstehend aufgeführten Bücher** in China. Interessenten richten ihre Bestellungen bitte bis Ende Mai an Henning Blombach (Adresse siehe Seite 2):

Postcards of the Qing Dynasty. Beijing: Verlag der China Renmin Universität 2003, 263 S. – € 9,00 zzgl. Versandkosten.
Eine Sammlung kolorierter chinesischer Postkar-

ten, entstanden zwischen 1898 und 1912. Chinesischer Begleittext. Siehe die Buchempfehlung im StuDeO-Heft April 2005, S. 29.

May und David Lu: Historical View of Qingdao, 1897-1914. Qingdao: Qingdao-Verlag 2005, 199 S. – € 17,00 zzgl. Versandkosten.

Postkartensammlung von David Lu, einem Philatelisten aus Qingdao. Themen: chinesische Bräuche, Straßen und deutsche Gebäude, Militär, Gouvernementregierung und Sonstiges. Es handelt sich um in Tsingtau gedruckte kolorierte Postkarten aus der Zeit, als Kiautschou deutsches Pachtgebiet war. Chinesischer und englischer Begleittext.

Vereinsnachrichten

♦ Mitglieder

Wir freuen uns sehr, einunddreißig Neuanmeldungen bekanntgeben zu können. Damit ist die Zahl der Vereinsmitglieder auf 405 angestiegen. Namentlich hervorgehoben sei unser 400. Mitglied: Frau Marianne Isermeyer-Körner. So begrüßen wir denn in unserer Mitte:

Claudia Agad-Frei (Kobe 1937-1948)
Pfarrerehepaar Cornelie Ayasse und Christoph Hildebrandt-Ayasse (Hongkong 1999-2005)
Elisabeth Bredebusch (Mandschurei bis 1939, Shanghai 1939-1949)
Michael Dormaier
Heinz J. Eggeling (oft in Japan)
Harald Fessmann (Großeltern Gadow, Shanghai)
Joachim Grimm (Yokohama seit 2000)
Dietlind Hachmeister (Eltern in Tientsin und Tokyo)
Hildegard und Pfr. Herwig Herr
Eva-Inge Hintze-Kelsen (Java 1924-1941, Shanghai 1941-1946)
Marianne Isermeyer-Körner und Pfr. Bernhard Isermeyer (Tokyo 1982-1998)
Bettina Kemna-Biedermann (Shanghai 1941-1952)
Ingeborg Koops-Stange (Shanghai 1941-1946)
Hans Korter (Harbin 1939-1950)
Frau Li Mu (in Dalian = Dairen + Port Arthur)
Almuth Mautner Markhof (Hongkong und Shanghai 1933-1946)
Peter Müller-Brunotte (Cousin von Wolfgang Müller)
Carla Osterfeld-Künkele und Wilhelm Osterfeld (Kobe 1931-1947 bzw. „Nippon Crew")
Karin Peränen-Sönksen (Tsingtau und Shanghai 1938-1946)
Walter Refardt (Kobe seit seiner Geburt 1923)
Carol Reynolds-Arndt (Missionarsfamilie Hankow)
Marlene Schmersahl-Kemper (Tientsin 1949-1955) und Joachim Schmersahl
Elke Stähle-Brettschneider (Shanghai 1942-1946)
Wolfgang Stange (Shanghai, Tientsin 1934-1946)
Franziska Wahle-Zumfelde (1945 in Peking geboren)
Wolf H. Weihe (Vater Kompanieführer in Tsingtau 1905-1907)

♦ Archiv

Wieder ist viel wertvolles Material zugegangen, wofür herzlich gedankt sei. Als besonders bemerkenswert seien erwähnt: von Renate Baerensprung eingesandte Dokumente aus dem China der Vorkriegszeit sowie die von ihr bearbeiteten Lebenserinnerungen ihres Vaters Horst W. Baerensprung, der von 1934 bis 1940 in China als Polizeifachmann beim Völkerbund und im Hauptquartier Chiang Kai-sheks tätig war. Ingo Kruse überließ dem Archiv Reisetagebücher aus China und Unterlagen über Richard Sorge. Von Jürgen Lehmann kamen selbstverfaßte Berichte über die deutschen Schulen in Kobe und Tokyo-Yokohama, und von Ludwig Zumfelde traf umfangreiches Material aus dem Nachlaß seines Vaters ein, der in Japan und mit seiner Familie in Nordchina gelebt hat. Adi Brunner, Hanns Hachgenei, Elinor Hoffmann und Harry Poulsen sei Dank für ihre regelmäßigen Zuwendungen. Ein ganz besonderer Dank gebührt Eva Bodenstein und ihrem Enkel Kay für die Übertragung von Deutscher Schrift (für die meisten von uns schwer lesbar) in lateinische Druckschrift, und zwar aus dem Buch „Die Ausweisung der Deutschen aus China. Die Darstellung der Ereignisse englischer Shanghaier Zeitungen vom Okt. 1918 bis April 1919", Kriegsgefangenenlager Bando 1919 (StuDeO Archiv Nr. 1248).

♦ Fotothek – Identifizierung von Fotos

Im Dezember-Heft stellten wir ein Foto aus dem Jahre 1942 von Lisa Wongs Geburtstag (P4794) und eines von einem Ostasientreffen 1949 (P5211) vor. Erfreulich, wie viele, nämlich Edith Fessmann geb. Gadow, Nancy Bartel geb. Lee, Peter Cortum, Ilse Reichmann geb. Hepner, Marita Beck geb. Hauer, Marianne und Heini Jährling, Karl Kranz, Jörn Anner, sich zu den Bildern gemeldet und zur Vervollständigung der Namenlisten beigetragen haben. Ihnen allen gilt unser herzlichster Dank!

Hier die Ergebnisse: Auf Bild P4794 sind zu sehen: Erika Schuster (1), Barbara Dietrich, gen. „Babsi“ (2), Luise Nestler (3), Nancy Lee (4), Lore Heise (5), Mery Komaya (6), Edith Gadow (7), Lisa Wong (9), Ingeborg Kroier (10), Lenchen Diekmann (11), Ilse Hepner (12), Jutta Schrage (14), Grete Felsing? (15).

Bild P5211 zeigt: Christel Klein (1), Marlen Ratjen (2), Ilse Kein (3), Hellmut Bünting (4), Gertrud Jung (5), Irmgard Pflüger (7), Kurt-Henning Ratjen (8), Hellmuth Pflüger (9), Fritz Dölling (10), Armin Rothe (11), Sigrid Sachert (12), Werner Schmidt (13), Eva Vogelsang (14), Friedrich Drews (15), Ingrid Jessen (16), Nico Kehrmann (17), Dirk Brötje (18), Axel Hirschberger (19).

Nun präsentieren wir ein – allerdings – sehr altes Bild (P4590), aber vielleicht hat jemand noch Unterlagen, anhand derer die Identifizierung von wenigstens einigen Personen auf dem hier wiedergegebenen Foto möglich ist. – Auskünfte und Hinweise bitte an *** , Eichenau

Angehörige des Deutschen Konsulats in Tientsin, 1915
August Balser (9), Fritz Wendschuh, Konsul in Tientsin 1913-1917 (14)
Quelle: StuDeO-Fotothek P4590

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO 2
Grußadresse des Vorsitzenden 3
Ernst Boerschmann: Mit dem Kanonenboot „Vaterland“ auf dem oberen Yangtse, 1. Teil 3
Fritz Sommer: Aus meinem und meiner Familie Leben, 1. Teil 6
Br. Alois Seitz: Der Untergang der „van Imhoff“. Ein Augenzeugenbericht 9
Walter Refardt: Meine Zeit beim Marinestützpunkt Kobe 1944/1945 13
Klaus Mehnert: Hinter chinesischem Stacheldraht. Ein Augenzeugenbericht über das Lager Kiangwan in Shanghai 16
Klaus Mehnert und Walter Daust: Wasserbüffelverse, verfaßt im Lager Kiangwan 18
Claus Correns: Small Talk. Abends allein und einen alten Freund erzählen hören, 2. Teil 19
Bernd Eberlein: Ein halbes Leben in Indonesien 22
Reinhard Gilster: Nachruf auf Pastor Fritz Maass 24
Reinhard Gilster: Nachruf auf Ernst Ruck, den ersten Schatzmeister des StuDeO 28
Renate Jährling: Buchempfehlungen 29
Vermischtes: Zuschriften – Suchanzeige – Bitte um Hinweise – Allerlei 31
Vereinsnachrichten 37

„Ostasien-Runde“ in Hamburg

Als Termin bitte vormerken:

Sonnabend, 4. November 2006, 12.00 Uhr

im Chinarestaurant **„NI HAO“**
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldungen bitte bis spätestens
eine Woche vorher bei
Peter Cortum

Chinarunde München

Der nächste Termin:

Samstag, 11. November 2006
um 12 Uhr im

China Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

Ostasiendeutsche/-freunde von überall herzlich willkommen!

Landhaus Schloß Kölzow in Mecklenburg

bietet schönen Rahmen für Begegnung und Erholung inmitten heiler Natur.
Für StuDeO Mitglieder 20% Nachlaß bei Verfügbarkeit.

info@schloss-koelzow.de www.schloss-koelzow.de

China-Seminar im September, siehe Homepage.

Hüttentreffen

Das diesjährige Hüttentreffen
in Achenkirch
findet vom **7. bis 13. August** statt.

Bitte melden Sie sich an
bei Herrn Rudolf Dunsing,

Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der keinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche Anreize.
In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befindet sich der Tegernsee. An Regentagen oder bei stürmischem Wetter bieten Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.
Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag.
Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder ***
(siehe Seite 2).

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe